

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Hans-Joachim Lang
1984 und Orwells
Nineteen Eighty-Four

Hans-Christoph Schröder
George Orwell
und die Intellektuellen

Herbert W. Franke
Science Fiction –
Denken in Modellen

ISSN 0479-611 X

B 1/84
7. Januar 1984

Hans-Joachim Lang, Dr. phil., geb. 1921; Studium der Anglistik in Göttingen, Hamburg und Gießen; danach Verlagslektor und Journalist; seit 1967 Professor für Nordamerikanische Philologie und Geistesgeschichte an der Universität Erlangen.

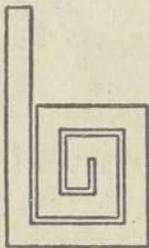
Veröffentlichungen u. a.: Herbert George Wells, Hamburg 1948; Studien zur Entstehung der neueren amerikanischen Literaturkritik, Hamburg 1961; (Hrsg.) Der amerikanische Roman, Düsseldorf 1972; (Hrsg. zusammen mit Horst Frenz), Nordamerikanische Literatur im deutschen Sprachraum seit 1945, München 1973; George Orwell. Eine Einführung, München 1983.

Hans-Christoph Schröder, Dr. phil., geb. 1933; Studium der Geschichte, Amerikanistik und Soziologie in Köln; 1966—1973 Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen; seit 1973 Professor für Neuere Geschichte an der Technischen Hochschule Darmstadt.

Veröffentlichungen u. a.: Sozialismus und Imperialismus, 1975²; Sozialistische Imperialismusdeutung, 1973; Imperialismus und Antidemokratisches Denken, 1978; Gustav Noske und die Kolonialpolitik des Deutschen Kaiserreichs, 1979; Die Amerikanische Revolution, München 1982.

Herbert W. Franke, Dr. phil., Prof., geb. 1927; Studium der Physik, Mathematik, Chemie, Psychologie und Philosophie in Wien; seit 1957 freier Schriftsteller und seit 1980 Mitglied des PEN-Clubs; Lehrbeauftragter für kybernetische Ästhetik an der Universität München, und Autor zahlreicher, in viele Sprachen übersetzter Science Fiction Romane.

Veröffentlichungen u. a.: Der grüne Komet, München 1960; Das Gedankennetz, München 1961; Der Orchideenkäfig, München 1961; Die Glasfalle, München 1962; Die Stahlwüste, München 1962; Phänomen Technik, Wiesbaden 1962; Der Elfenbeinturm, München 1965; Zone Null, München 1970; (zusammen mit E. H. Graul), Die unbewältigte Zukunft, München 1970; Ypsilon Minus, Frankfurt 1976; Zarathustra kehrt zurück, Frankfurt 1977; Kunst kontra Technik, Frankfurt 1978; Die Atome, Bausteine unserer Welt, Berlin 1979; Sirius Transit, Frankfurt 1979; Die Moleküle — Bausteine unserer Welt, Berlin 1980; Schule für Übermensch, Frankfurt 1980; Paradies 3000, Frankfurt 1981; Transpluto, Frankfurt 1982.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,
Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion:

Holger Ehmke, Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Karl-Heinz Resch.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/46 04-0, nimmt entgegen

— Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;

— Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;

— Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

1984 und Orwells Nineteen Eighty-Four

Anmerkungen zur Literatur, zum Totalitarismus und zur Technik

I.

Unter dem 5. Dezember 1983 findet man in der Wochenschrift *Time* die Anzeige einer Firma, die für Heimcomputer wirbt. Sie zeigt ein kleines Mädchen mit Kuscheltier und erklärt: „1984: Orwell hatte Unrecht. Nach Orwell sollten 1984 der Mensch und der Computer in Feindschaft miteinander leben. Aber seine pessimistische Einstellung war falsch.“ Wer Orwells Roman zu kennen glaubt, fragt sich verwirrt, wo denn Orwell in ihm von Computern spricht. Einen solchen Rekurs auf den Text sollte man sich für das kommende Jahr besser gleich abgewöhnen. Die Jahreszahl 1984 hat sich längst vom Roman *Nineteen Eighty-Four* (in Buchstaben!) emanzipiert und führt ein ungeduldiges Eigenleben. Ungeduldig schon deswegen, weil die Freie Universität Berlin auf ihren Hochschultagen 1980 das ganze Jahrzehnt zum Orwellschen erklärt hatte¹⁾. Auch *Der Spiegel* begann ein Jahr früher: „Der Countdown läuft zwölf Monate. Dann ist 1984, und George Orwell (1903 bis 1950) wird der Mann des Jahres sein.“²⁾ Es begann eine Art publizistischen Wettrüstens. „Kurz vor 1984 schaut ‚Big Brother‘ aus zahlreichen Verlagsprogrammen“, meldete *Buchreport* (9. September 1983). Wer hierzu selbst mit einem Buch, einem Vortrag und diesem Artikel dazu beigetragen hat, muß sich den Spott verkneifen³⁾.

Unsere Zeit möchte, solange dies noch möglich ist, mit sich selber ins Reine kommen; Orwell ist nur Katalysator. Wie sein Biograph Bernard Crick mit Recht betont, geriet er schon 1945 und dann wieder 1949 mit seinen Erfolgsbüchern *Animal Farm* und *Nineteen Eighty-Four* aus einem kleinen und relativ

homogenen Zirkel meist linker Londoner Literaten, die leidlich verstanden, wie alles gemeint war, in einen ganz neuen Kontext, den einer Leserschaft von Millionen, während beispielsweise die erste kleine Auflage seines bedeutenden Buches *Homage to Catalonia* (1938) 1950 noch nicht verkauft war. In den 35 Jahren seit Erscheinen von *Nineteen Eighty-Four* haben sich nicht nur weitere Millionen Leser in allen möglichen Sprachen dazugesellt; es sind neue Generationen herangewachsen, die nicht erlebt haben, was Orwell angreift, aber die Angriffe doch treffend finden⁴⁾. Was wollte Orwell treffen, was hat er getroffen?

Gegen die Inanspruchnahme seines Romans durch die politische Rechte der USA, besonders die Zeitschrift *Life*, konnte er selbst noch protestieren: Die Bezeichnung „Ingsoc“ ist so wenig ein Angriff auf die Labour Party wie der Name des Liebesministeriums, „Miniluv“, ein Angriff auf die Liebe ist. *Nineteen Eighty-Four* stellt uns eine Welt vor, in der die Uhren 13 schlagen und alles auf dem Kopf steht. Daher auch der Titel; trotz mancher gelehrten Spekulation über einen möglichen Tiefsinn handelt es sich nur um eine Umstellung von 1948. Sollen wir bedauern, daß Orwell nicht 1949 zur Grundlage genommen hat? Der Titel hieße dann *Nineteen Ninety-Four* und wir hätten noch zehn Jahre Zeit zum Fürchten. Aber seien wir zufrieden und fürchten uns besser gleich; Grund gibt es genug.

Vermeiden aber sollten wir das Gesellschaftsspiel, das sich am besten mit dem Titel eines Aufsatzes von Norman Podhoretz bezeichnen läßt: „If Orwell Were Alive Today“, die Vereinnahmung Orwells für unsere speziellen und persönlichen Ansichten zur Situation der Welt im Jahre 1984⁵⁾. Statt dessen bietet es

¹⁾ B. von Greiff (Hrsg.), Das Orwellsche Jahrzehnt und die Zukunft der Wissenschaft. Hochschultage der Freien Universität Berlin 1980, Opladen 1981.

²⁾ Der Spiegel vom 3. Januar 1983, S. 19.

³⁾ H.-J. Lang, George Orwell (Artemis-Einführungen), München 1983. Ich bin dankbar für die Anregungen einer unter Leitung von Dr. Klaus Hansen und Prof. Dr. Hans Karl Rupp durchgeführten Tagung der Theodor-Heuss-Akademie unter dem Titel „1984“ — Die Zukunft des Totalitarismus“, 28. bis 30. Oktober 1983.

⁴⁾ B. Crick, George Orwell. A Life, London 1981². Über eine empirische Untersuchung modernen Leseverhaltens berichtet L. P. Carpenter, 1984 on Staten Island, in: I. Howe (Ed.), 1984 Revisited: Totalitarianism in Our Century, New York 1983, S. 72—85.

⁵⁾ N. Podhoretz, If Orwell Were Alive Today, in: Harper's Magazine, Januar 1983, S. 30—37.

sich an zu fragen, was Orwell gemeint und was die Welt aus seinem Meinen gemacht hat. Willi Erzgräber sieht in der Orwell-Rezeption ein doppeltes Paradoxon: „1. Orwell bekennt sich zum demokratischen Sozialismus, sein Werk aber wurde insbesondere in der Phase des kalten Krieges als Instrument der konservativen Politik verwendet. 2. Das gleiche Werk kann heute dazu dienen, technokratische Tendenzen in den westlichen Demokratien zu kritisieren, nachdem es zuvor konservativ ausgelegt worden ist.“⁶⁾

Orwells anarchistischer Freund George Woodcock hat optimistisch angenommen, der verzerrte Ruhm der frühen fünfziger Jahre habe sein eigenes Gegengift produziert, ein Interesse an den früheren Werken Orwells, der nun als künstlerische Persönlichkeit, wie etwa Joseph Conrad oder Henry James, gewürdigt werde, wodurch auch seine wahren Absichten in *Animal Farm* und *Nineteen Eighty-Four* zutage getreten seien⁷⁾. Auch wir wollen diesen Weg später beschreiten. Doch zuvor sind ein paar allgemeinere Überlegungen über das Verstehen und Mißverstehen von Texten unvermeidlich.

Kein Mensch und auch kein Autor versteht sich ganz; ein Individuum ist in mancherlei Hinsicht am allerwenigsten geeignet, sich selbst zu verstehen. Kein imaginatives Werk, wie z. B. ein Roman, vor allem aber kein symbolischer wie *Nineteen Eighty-Four*, läßt sich mit diskursiver Rede voll zur Deckung bringen, nicht einmal mit den essayistischen und journalistischen Arbeiten des gleichen Autors. Es handelt sich um verschiedene Textsorten. Daher muß man mit dem Vorwurf ‚falscher‘ Interpretation vorsichtig umgehen. In der Literaturgeschichte gibt es so viele Beispiele von Mißverständnissen, produktiven und unproduktiven, daß man geneigt sein

II.

Der Terminus ‚Totalitarismus‘ hat einen Vorzug; Orwell hat ihn selbst benutzt. Er hat auch einen Mangel; die Politologie ist sich nicht

⁶⁾ W. Erzgräber, George Orwells *Nineteen Eighty-Four* zwischen Fiktion und Realität, in: H. Neumann/H. Scheer (Hrsg.), *Plus Minus 1984: George Orwells Vision in heutiger Sicht*, Freiburg 1983, S. 13. Zur deutschen Rezeption vor allem B.-P. Lange, *George Orwell: „1984“ (Text und Geschichte: Modellanalysen zur englischen und amerikanischen Literatur)*, München 1982.

⁷⁾ G. Woodcock, *Orwell's Changing Repute*, in: *Queen's Quarterly* 88 (1981), S. 250—255.

könnte, das Mißverständnis als einen völlig normalen Vorgang zu akzeptieren. Der Inselaufenthalt Robinson Crusoes war vom Autor Defoe gewiß als Exil von der menschlichen Gemeinschaft, ja als Strafe gemeint, aber wenn familiär und gesellschaftlich Bedrängte und Eingeengte die Insel als Asyl, fast als Idylle ansahen (zumal, als dann noch ein farbiger Diener dazukam) — wer wollte behaupten, daß dies nicht auch auf irgendeine Weise im Text vorhanden war? Oder nehmen wir den zweiten Teil der *Utopia* von Thomas Morus: der Streit, ob es mehr ein intellektuelles Spiel ist, was Morus mit dem Gedanken eines „besten“ Staates treibt, oder eine aus politischen Gründen nur leicht und verspielt vorgetragene ‚Utopie‘, Plan einer möglichen konstruktiven Veränderung der Gesellschaft, ist bis heute nicht beendet.

Trotz der Normalität des Vorgangs ist von ihm abzuraten, sofern er vermieden werden kann. Schließlich gibt es noch Leute (so der Schreiber dieser Zeilen), die *Nineteen Eighty-Four* gelesen haben, als es herauskam. Zwar müssen wir damit beginnen, Orwell historisch zu lesen, aber ebenso wie sein Roman eine ‚nahe‘ Utopie ist, ist er für uns nahe Vergangenheit; die Gesprächslage hat sich verändert, aber nicht völlig. Im Sommer 1983 erschien, herausgegeben vom amerikanischen Kritiker Irving Howe, *1984 Revisited: Totalitarianism in Our Century*⁸⁾, womit der wichtigste Themenkreis bezeichnet ist. Mit dem Terminus ‚Totalitarismus‘ tragen wir an Orwells Roman nichts Fremdes heran, denn er hat ihn selbst ausgiebig benutzt und 1946 in seinem Essay „Why I Write“ bekannt: „Jede Zeile ernst zu nehmender Arbeiten, die ich seit 1936 geschrieben habe, wurde direkt oder indirekt geschrieben gegen den Totalitarismus und für den demokratischen Sozialismus, wie ich ihn verstehe.“⁹⁾

einig, ob es ihn überhaupt geben sollte. Daß es ihn in der Publizistik gibt und nicht zuletzt in der Tagespolitik, ist eine andere Sache. Genausowenig wie man sich 1984 der Orwell-Diskussion entziehen kann, selbst wenn man das Datum für irrelevant hält, genauso wenig

⁸⁾ Siehe I. Howe (Ed.), a. a. O. (Anm. 4).

⁹⁾ Alle zitierten Orwell-Texte, außer *Nineteen Eighty-Four*, aus: S. Orwell/I. Angus (Eds.), *The Collected Essays. Journalism and Letters of George Orwell*, 4 Bde., Harmondsworth 1968. Übersetzungen vom Verfasser.

wird man den Ausdruck ‚Totalitarismus‘ dadurch los, daß man ihn persönlich ignoriert oder abschaffen möchte. So lesen wir in *Wege der Totalitarismus-Forschung*, herausgegeben von Bruno Seidel, Totalitarismus sei „ideologisch so stark belastet und sollte in der Theorie der Politik nur mit allergrößter Vorsicht (besser vielleicht überhaupt nicht) Verwendung finden“. Ein spezieller Mangel, so Seidel, besteht darin, daß er zu einer Zeit geprägt wurde, „in der unter Stalin die Geschichte gleichsam stillzustehen schien. Er war seinem Wesen nach ein statischer Begriff, der wohl die Möglichkeit zu einer weiteren Radikalisierung, nicht jedoch zu seiner eigenen Milderung einzuschließen schien“. Er prangert demnach nicht nur Ideologie an, sondern gehört „zu der ideologisch-politischen Renaissance des Liberalismus als ‚Neoliberalismus‘ nach dem Zweiten Weltkrieg, die vor allem mit den Namen F. A. Hayek und W. Röpke verknüpft ist.“¹⁰⁾

Allerdings steht auch der Vorschlag auf Abschaffung des Terminus unter Ideologieverdacht. Der Vergleich von Hitler und Stalin, von Nationalsozialismus und Stalinismus, soll verboten werden, befürchten diejenigen, die für seine Beibehaltung eintreten. In *Totalitarianism in Perspective: Three Views* (1969) wird die Skala der Einstellungen deutlich: Carl J. Friedrich hält ihn für eingeführt und brauchbar, außerdem für relativierbar, denn es sei „durchaus sinnvoll, von totalitären Zügen unter dem Gesichtspunkt des Mehr oder Weniger zu sprechen.“ Michael Curtis sieht abnehmenden Ertrag für das Studium zeitgenössischer Politik nach Hitler und Stalin, während Benjamin R. Barber die semantischen Konfusionen herausarbeitet und auf ein Absterben des „totalitären Konzepts“ hofft¹¹⁾.

Selbst wenn man Barbers Position zuneigt, läßt sich das historische Verdienst der ursprünglichen Totalitarismus-Debatte nicht leugnen. Es wurde Alarm gegeben, daß etwas historisch Neues in die Welt getreten war, das mit Tyrannis oder mit Obrigkeitsstaat nicht mehr zu fassen war. Der Terminus schärfte ebenfalls den Blick für eine mögliche Konvergenz der beiden Systeme Hitlers und Stalins. Nur muß dann auch, aus exakt den gleichen Erwägungen, die Anwendbarkeit auf das nach-stalinistische Rußland aufgegeben

oder eingeschränkt werden. Der ‚Totalitarismus‘ hatte Schreckliches bewirkt, aber zugleich seine eigene Vergänglichkeit bewiesen. Michael Walzer hat scharf formuliert: Solche Regime haben ein kurzes Leben und gehören daher nicht in eine Typologie der Herrschaftsformen. „Das wäre so, als ob man die Apokalypse in eine normale Chronologie einzuschmuggeln versuchte. Das Ende aller Tage ist kein Datum, und Totalitarismus ist kein Regime.“¹²⁾

Totalitarismus läßt sich als Struktur und als Prozeß beschreiben. Die fünf von Carl J. Friedrich hier verkürzt wiedergegebenen Merkmale,

1. eine offizielle Ideologie mit chiliastischen Forderungen,
2. eine einzige Massenpartei, gewöhnlich hierarchisch unter einem Führer organisiert,
3. ein Monopol der Kampfmittel,
4. ein fast vollkommenes Monopol der Massenkommunikationsmittel und
5. ein System terroristischer Polizeikontrolle,

beschreiben Strukturen und unterscheiden sich nicht nur inhaltlich von Bruno Seidels Vorschlag, der uns hautnäher berührt, wenn er u. a. von einer „integratorischen Funktion“, vom „Vorhandensein einer perfektionierten Verwaltungs- und Erfassungstechnik“ und von der „Neigung bürgerlicher Gesellschaften im Falle ökonomischer oder politischer Krisen, sich faschistischer Methoden gegenüber den als Bedrohung empfundenen Schichten des sozialen Aufstiegs zu bedienen, ...“ spricht¹³⁾. Die Abweisung des Terminus ‚Totalitarismus‘ bezieht sich bei Seidel nicht auf das Adjektiv ‚totalitär‘: „Jede Herrschaftsordnung kann sowohl im Einklang als auch unter Bruch mit ihren eigenen Traditionen und Prinzipien mit unbedenklichem Einsatz aller verfügbaren Lock- und Zwangsmittel gegen bestimmte Minderheiten oder Einzelne ‚totalitär‘ verfahren (Schumpeters Lynch-Demokratie). Um hier aber zur vollen Wirksamkeit zu gelangen, bedarf es freilich jener Perfektion der Verwaltungs- und Erfassungstechniken, wie sie dem Staat überhaupt erst in der Gegenwart zur Verfügung stehen.“¹⁴⁾

Es ist leicht zu sehen, daß im Hinblick auf unsere Situation im Westen von Friedrichs

¹⁰⁾ B. Seidel/S. Jenkner (Hrsg.), *Wege der Totalitarismus-Forschung*, Darmstadt 1974, S. 26 und 3.

¹¹⁾ C. J. Friedrich/M. Curtis/B. R. Barber, *Totalitarianism in Perspective: Three Views*, New York 1969, S. 153, 112 und 39.

¹²⁾ M. Walzer, *On „Failed Totalitarianism“*, in: I. Howe (Ed.), a. a. O. (Anm. 4), S. 119.

¹³⁾ B. Seidel/S. Jenkner (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 10), S. 185—186 und 25.

¹⁴⁾ Ebd., S. 27.

Merkmale eine beruhigende, von Seidels mehr dem ‚totalitären‘ Prozeß zugewandten Merkmalen eine beunruhigende Wirkung ausgeht. Man tritt den beiden Theoretikern nicht zu nahe, wenn man die eigentliche Funktion ihrer Merkmalskataloge in dieser Beruhigung bzw. Beunruhigung erblickt.

Wohin nun sollen wir Orwells Roman einordnen? Seine seltsame Statik ist oft bemerkt und beschrieben worden. Es ereignet sich etwas mit Winston Smith, aber im Staate Ozeanien ändert sich rein gar nichts; das ist der Horror des Horrors. Ebenso unbestritten bei allen ernst zu nehmenden Kritikern ist auch die Funktion des Romans als Warnung; Orwell hat nicht prophezeien wollen, vielmehr die Extrapolation und Verlängerung unheilvoller Tendenzen der Gegenwart in die Zukunft, beispielhaft bei James Burnham als Feigheit vor dem Feind — der Macht nämlich, denunziert¹⁵). Beschränkt sich sein Verdienst somit darauf, einer in den dreißiger und vierziger Jahren wohlbegründeten Furcht „einen Namen und einen festen Wohnsitz“ (England als Airstrip One, das Mutterland der parlamentarischen Demokratie als Heimat des Ing-soc) gegeben und damit ein Millionenpublikum erreicht zu haben, das politische Theorie niemals konsumieren würde? Es ist zu hoffen, daß die Beziehungen von Literatur und Politik als subtilere nachweisbar sind.

Orwells *Nineteen Eighty-Four* erschien im Juni 1949; im Herbst des gleichen Jahres schloß Hannah Arendt das Manuskript ihres großen Werks *The Origins of Totalitarianism* ab. Es war seit langem in Arbeit und konnte als Konzeption von Orwell nicht mehr beeinflußt worden sein¹⁶). Da es zur gleichen Zeit, aber unabhängig von Orwell entstand, selbst Literatur darstellt (Karl Jaspers: „Geschichtsschreibung großen Stils“) und auch mit vielen Thesen eine Affinität zur Literatur hat, eignet es sich vorzüglich zum Vergleich. Arendt gab dem dritten Teil ihres Buchs ein Motto von

¹⁵) Orwell, James Burnham and the Managerial Revolution und Burnhams View of the Contemporary World Struggle, in: S. Orwell/J. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 9), Bd. 2, S. 192—215, 360—374. Siehe auch Utopie als Warnung: Orwells 1984 heute, in: Der Monat, Neue Folge 289.

¹⁶) H. Arendt, *The Origins of Totalitarianism*, New York 1951; Übersetzungen vom Verfasser. Eine deutsche Ausgabe in drei Bänden mit neuem Material erschien als: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Band 1: Antisemitismus, Band 2: Imperialismus, Band 3: Totale Herrschaft, Berlin 1975. Arendt schrieb neue Vorworte, die nach der Übersetzung von Michael Schröter zitiert werden. Auch das Schlußkapitel ist neu.

David Rousset mit, des Inhalts, normale Menschen wüßten nicht, daß alles möglich ist. Das Ungeheuerliche kann demzufolge wirklich werden, wenn seine Möglichkeit erst einmal gedacht ist.

Die beiden Werke beruhen auf verschiedenen persönlichen Erfahrungen. Obwohl eine allgemein gelehrte Schrift über die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft vom Nationalstaat über den Imperialismus zum Totalitarismus, ist *The Origins of Totalitarianism* doch so sehr eine Antwort auf die Frage: wie war Holocaust möglich, daß Arendt im Vorwort zur deutschen Ausgabe von 1967 schreiben konnte: „Die imperialistische und die totalitäre Spielart des Antisemitismus im 20. Jahrhundert findet der Leser im zweiten bzw. dritten Band dieser Arbeit.“ Die Übernahme des Antisemitismus und der Verschwörungstheorie durch Stalin bezeichnet Arendt dann auch als „letzte Ehre“, die Stalin „seinem toten Kollegen und Rivalen im Kampf um die totale Herrschaft“, Hitler also, gegeben habe¹⁷). Auch Orwell war zuerst durch den Nationalsozialismus aufgeschreckt worden, erfuhr aber am eigenen Leibe die Realität von Verfolgung durch politische Polizei, die alptraumartige Atmosphäre einer Stadt, in der Jagd auf Dissidenten gemacht wird, 1937 in Barcelona, an einer für ihn empfindlichen Stelle: mitten im revolutionären Katalonien, dem er dennoch in seinem *Homage to Catalonia* huldigte. Zu diesen persönlichen Erfahrungen gehörte essentiell aber auch deren zweiter Teil: die Unmöglichkeit, in einer zwar nicht gleichgeschalteten, aber gleich schaltenden demokratischen und liberalen Gesellschaft der Wahrheit, wie er sie kannte, zum Durchbruch zu verhelfen. Diese Erfahrung wiederholte sich 1944/45 mit *Animal Farm*, das als Angriff auf das System der alliierten Sowjetunion in schöner Eintracht vom linken Victor Gollancz und dem rechten T. S. Eliot (im Namen von Faber and Faber) und noch andern abgelehnt wurde. 1972 kam ein bitteres Typoskript Orwells zutage, als Vorwort zu *Animal Farm* gedacht und posthum unter dem Titel „The Freedom of the Press“ veröffentlicht¹⁸).

Arendt war Philosophin und Historikerin, Orwell nur Journalist, aber er las und rezensierte *Mein Kampf*, später auch die Bücher von Franz Borkenau, *The Spanish Cockpit*, *The Communist International* und *The Totali-*

¹⁷) H. Arendt, a. a. O. (Anm. 16), Bd. 1, S. 18, und Bd. 3, S. 28.

¹⁸) TLS (The Times Literary Supplement) vom 15. September 1972, S. 1037—1040.

tarian Enemy. Ebenfalls bekannt waren ihm die Warnungen vor jeglicher Art des Kollektivismus von Hilaire Belloc, *The Servile State*, und F. A. Hayek, *The Road to Serfdom*. Nur war Orwell von einer für einen Sozialisten atemberaubenden wirtschaftspolitischen Inkompetenz. 1941 lehrte er über Planwirtschaft heiter, sie könne die Probleme der Produktion und des Konsums lösen, ja diese existierten nicht: „Der Staat berechnet einfach, welche Güter gebraucht werden, und tut dann sein Bestes, sie zu produzieren.“ In einem Brief über das Mißverstehen von *Nineteen Eighty-Four* in den USA erklärte er, nicht die Labour Party sei gemeint (zu der er sich bekenne), vielmehr habe er die Perversionen aufweisen wollen, für die zentralisierte Ökonomie anfällig sei. Ganz deutlich aber machte er den Anwendungsbereich seiner Warnung: „Die Szene des Buchs ist Großbritannien, um zu betonen, daß die englischsprachigen Menschen nicht von Geburt aus besser sind als andere und daß Totalitarismus, wenn man ihn nicht bekämpft, überall triumphieren könnte.“¹⁹⁾ Arendt sah das nicht anders und bedauerte 1966, „daß uns die Ära des kalten Krieges eine offizielle ‚Gegenideologie‘ hinterlassen hat, den Antikommunismus, welcher gleichfalls dazu neigt, einen Anspruch auf Welt-herrschaft zu entwickeln, und uns dazu verleitet, nun unsererseits einer Fiktion nachzuhängen; denn er verbietet es uns prinzipiell, die verschiedenen kommunistischen Einparteiendiktaturen ... von einem echten totalitären System zu unterscheiden ...“²⁰⁾.

Nicht nur in der ehrlichen Gesinnung, die Entlarvung von Ideologien nicht selbst ideologisch ausarten zu lassen, treffen sich Orwell und Arendt, sondern auch in so vielen Einzelheiten, daß man zunächst eine Konvergenz des Romans mit der historischen Analyse annehmen könnte. In beiden Werken liegt der Machtkern in der Geheimpolizei, die jedoch keine rationalen Sicherheitsinteressen der Herrschenden verfolgt, sondern ‚Verbrechen‘, die den eigenen paranoiden Vorstellungen entsprechen, so daß, nach Arendt, „jedes Verbrechen bestraft werden muß, das die Herrscher sich ausdenken können, gleich ob es verübt worden ist oder nicht.“ Menschen, die denken können, sind *per definitonem* schuldig; Wohlverhalten genügt nicht, denn den-

kende Menschen können ihre Meinung ändern. Es gibt also Verbrechen ohne Tat; Gedankensünden sind die schlimmsten. Wenn der totalitäre Staat sich sicher fühlen will, müssen nicht nur Körper getötet werden, sondern die moralische Persönlichkeit; es darf auch keine Zeugen (Märtyrer) geben. Dem Individuum wird außer dem Leben auch der sinnvolle Tod genommen. Das alles ist nicht nur Arendt, sondern zugleich Orwell in *Nineteen Eighty-Four*.

Nicht anders verhält es sich mit dem Motivkomplex des Respekts vor Tatsachen, seien es solche der Natur oder der Geschichte. Der Totalitarismus zielt auf eine fiktive, ja wahnwitzige Welt, die er sogar herzustellen in der Lage ist — auf Zeit. 1966 schrieb Arendt über eine Art Selbstverzehr totalitärer Ideologie: „Sie gebraucht und mißbraucht vielmehr ihre eigenen ideologischen und politischen Elemente so lange, bis die reale Tatsachenbasis, aus der die Ideologien anfänglich ihre Stärke und ihren Propagandawert bezogen ... so gut wie verschwunden ist.“²¹⁾ In *Nineteen Eighty-Four* hat die Ideologie des *Ingsoc* mit der esoterischen Lehre, die Winston Smith von O'Brien erläutert wird, wenig zu tun.

Wer jedoch Orwells Roman als eine fiktive Einkleidung politischer Theorie lesen will oder Arendts Buch als eine wissenschaftliche Version von *Nineteen Eighty-Four*, stößt auf Schwierigkeiten. Arendts Beispiel für Zerstörung der Psyche, für totale Herrschaft über Menschen, ist das Konzentrationslager. Orwells Winston Smith bekommt, trotz Nachhilfe durch Folter, eine sehr persönliche, langwierige, um nicht zu sagen langmütige Gehirnwäsche verordnet. Während Arendt auf der Instabilität totalitärer Herrschaft insistiert (Hitler und Stalin versprachen Stabilität, um Zustände permanenter Instabilität zu erzeugen), befürchtet Orwell die Fähigkeit totalitärer Systeme, sich zu perpetuieren und einander zu stützen. O'Briens Erklärung, daß Macht keine Zwecke hat, außer mehr Macht, wird von Arendt als Motiv totalitärer Herrschaft gelehnet; Macht um der Macht willen sei ein Merkmal des (vortotalitären) imperialistischen Zeitalters gewesen²²⁾.

Die Liste könnte fortgesetzt werden, sei aber abgebrochen zugunsten eines anderen Gedankens, den man im Englischen „the personal equation“ (die persönliche Gleichung) nennt. Arendt neigt als Konservative zur Feti-

¹⁹⁾ Orwell über Planwirtschaft in: *The Lion and the Unicorn: Socialism and the English Genius*, in: S. Orwell/J. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 9), Bd. 2, 74—134. In Bd. 4, S. 564, findet sich der Originaltext von Orwells Kommentar zu *Life Magazine*.

²⁰⁾ H. Arendt, a. a. O. (Anm. 16), Bd. 3, S. 12.

²¹⁾ H. Arendt, a. a. O. (Anm. 16), Bd. 1, S. 17.

²²⁾ H. Arendt, a. a. O. (Anm. 16), Bd. 3, S. 388.

schisierung von Tradition und Kontinuität. Jedem, der sich mit Hexenprozessen und Inquisition befaßt hat, drängen sich Analogien zu totalitären Systemen auf; Unterschiede liegen weniger im Geistigen als in der fehlenden Technologie früherer Zeiten. Orwells bittere Verachtung für katholische Intellektuelle wäre ohne diesen Hintergrund lediglich illiberal. Sein Roman ist, um einen Titel von H. G. Wells zu verwenden, eine *Anatomy of Frustration*; der frustrierte Revolutionär und die konservative Analytikerin können letztlich kaum völlig übereinstimmen. Doch gibt es viel fundamentalere Gründe, aus denen *Nineteen Eighty-Four* nicht nur selbst das Produkt einer Frustration ist, sondern diejenigen frustrieren muß, die ihm eine klare Aussage über die Verhältnisse in der Welt von 1984 entnehmen wollen. Die Fabel des Romans steht dem entgegen. O'Brien nimmt sich für Winston Smith soviel Zeit, als sei er Psychoanalytiker und werde

entsprechend bezahlt. Ein Psychoanalytiker hat denn auch moniert, Orwell habe „die astronomischen Kosten und Verpflichtungen einer solchen Überwachung nicht in Rechnung gestellt“²³). Beginnen wir zu fragen, wer dieser O'Brien überhaupt sei, erhalten wir überraschend unklare Antworten des Textes. Wie hoch er in der Parteihierarchie steht, ob seine Parteigenossen alle so denken wie er, wie sein Verhältnis zum Großen Bruder ist, oder ob er gar selbst der Große Bruder ist, und schließlich, ob es den Großen Bruder als Person überhaupt gibt — alles bleibt dunkel. Soweit wir über das System Ozeaniens im Sinne geschichtlichen Verstehens aufgeklärt werden, geschieht das in Goldsteins Abhandlung, die aber selbst im Zwielficht steht: Gibt es Goldstein oder müssen wir, wie Robert Plank rundweg behauptet, von Pseudo-Goldstein reden, weil dieser als das nötige Feindbild nur eine Erfindung der Inneren Partei ist?

III.

An dieser Stelle ist ein Blick auf den Text, die Fabel und ihre Strukturierung, unvermeidlich. Eine Inhaltsangabe ist, wie bei jedem symbolistischen Roman, problematisch; er hat keinen ausgießbaren Inhalt.

Im Artikel in *Kindlers Literatur-Lexikon* wird zunächst der Weltzustand des Jahres 1984 dargestellt. Danach heißt es: „Am Schicksal des kleinen Angestellten Winston Smith ... zeigt Orwell die Unmöglichkeit, in dieser Alptraumwelt als Individuum zu existieren.“²⁴) Was aber ist, wenn Robert Plank recht hat, der sagt: „1984 sind zwei Romane: der sachlich erfaßbare, das Wasser auf die Mühlen der Politologen, und der verborgene, der von packendem Interesse für die Psychologen ist?“²⁵) Schlimmer: was ist „sachlich erfaßbar“? Wir „lernen“ die Welt Ozeaniens zunächst anhand von Smiths eigenen Versuchen, sich in ihr zu orientieren. Dabei ist erstaunlich, wieviel er nicht weiß, wie oft er unsicher ist.

Seit das Jahr 1984 naht, fühlen sich mehr und mehr Menschen falsch programmiert, weil

das Datum so willkürlich gewählt ist; ein Reporter-Rechercheur von *Time* hat die Ironie dieser Willkür entdeckt und ihr Verleger hat die Welt am 28. November 1983 von der Entdeckung unterrichtet. Aber wer erinnert sich an die Textstellen, in denen Winston Smith zugibt, unsicher zu sein, ob man wirklich das Jahr 1984 schreibt — obwohl er mit dem Umschreiben datierter Zeitungen befaßt ist? Er kennt die Größe des Gebäudes, in dem er arbeitet, nicht genau; er weiß nicht, wer seine Chefs sind, welche Stellung O'Brien einnimmt; er ist auf Gerüchte angewiesen, wenn es um Goldstein, „das Buch“ und die Bruderschaft geht. Immer wieder finden wir Formulierungen wie „es gibt keinen Beweis dafür“. Woher ist der Leser eigentlich soviel schlauer? Smith stellte im ersten Teil des Romans eine Frage, die in den zwei weiteren Teilen beantwortet wird: im zweiten durch Goldsteins Buch, im dritten durch O'Briens Gespräche mit Smith im Liebesministerium. Wenn O'Brien nicht lügt, gibt es keinen Goldstein; die Schrift über Theorie und Praxis des oligarchischen Kollektivismus ist von ihm und seinen Mitarbeitern verfaßt. Aber wer garantiert uns, daß O'Brien die Wahrheit sagt? Smith ist im dritten Teil immer noch Lerner, aber er lernt zu gehorchen und den Großen Bruder zu lieben. Er lernt die Welt Ozeaniens sehr genau kennen, insofern er die

²³) F. Wyatt, Persönliche Autonomie und totaler Staat, in: H. Neumann/H. Scheer (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 6), S. 44.

²⁴) Kindler Literaturlexikon, *Nineteen Eighty-Four*, Bd. 5, Zürich 1969, Spalte 528—529.

²⁵) R. Plank, George Orwells „1984“: Eine psychologische Studie, Frankfurt/Main, S. 27.

Macht der Inneren Partei über ein Mitglied der Äußeren Partei erfährt, aber er kann keineswegs sicher sein (und der Leser sollte es ebensowenig), die volle Wahrheit zu erfahren.

Des Lesers Bild von Ozeanien setzt sich zusammen aus drei auf die Romanteile verteilten Informationsquellen: Smiths persönliche, aber frustrierte Recherchen, vor allem im ersten Teil, Goldsteins Analysen im zweiten, O'Briens Erklärungen im dritten. Dieses Bild läßt sich am besten durch ein für den Schlußteil dieses Artikels zentrales Motiv exemplifizieren, den Krieg. Auf London fallen zwanzig bis dreißig V-2-ähnliche Geschosse pro Woche; vor etwa dreißig Jahren hatte es einen Atomkrieg gegeben; dabei war eine Bombe auf Colchester gefallen. Goldstein erklärt in seinem Kapitel III, „Krieg ist Frieden“, inwiefern dieser Slogan der Partei durchaus nicht unsinnig ist; der begrenzte Krieg ohne Einsatz der Atomwaffen stabilisiert demnach die drei Großmächte, und insofern herrscht im Sinne der Herrschenden Frieden. Alle Mächte bereiten sich auf einen Erst- und Vernichtungsschlag vor, der aber, laut Goldstein, nur ein Traum sei, weil — so lesen wir leidlich erstaunt — die Kunst der Kriegführung seit dreißig oder vierzig Jahren stationär geblieben ist. Julia, in mancher Hinsicht smarter als Winston selbst, glaubt sogar, die auf London fallenden Flugkörper seien von der Regierung Ozeaniens abgefeuert, um die Menschen in Furcht vor dem Feind zu halten. Im dritten Teil tritt das Thema Krieg in den Hintergrund. Nach seiner Entlassung sitzt Smith im Café Kastanienbaum und hört zunächst schlechte Nachrichten vom Krieg, später eine Siegesmeldung. Diese bringt ihn zur Anbetung der Macht, zur Liebe zum Großen Bruder, aber ob es einen Sieg oder überhaupt einen Krieg gegeben hat, bleibt offen: der Roman handelt wirklich von den wenigen Kubikzentimetern im Innern des Schädels von Winston Smith²⁶).

Wenn der Leser die Welt Ozeaniens dennoch als quasi-real erfährt, so liegt das auch an Orwells großer Kunst, das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen (*vraisemblance*; *verisimilitude*). Das London des Zweiten Weltkriegs mit Propaganda, Verwaltung des Mangels, mit ‚blitz‘, V-1 und V-2 hat ihm Pate

²⁶) Zu den Träumen von Winston Smith: H.-J. Lang, Orwells dialektischer Roman ‚Nineteen Eighty-Four‘, in: W. Ritzel (Hrsg.), Rationalität — Phänomenalität — Individualität. Festgabe für Hermann und Marie Glockner, Bonn 1966, S. 301—41.

gestanden. Hat der Leser einmal angefangen, eine fiktive Welt für möglich zu halten, fährt er gewöhnlich damit fort, zumindest bei der Erstlektüre. Die hohe Unwahrscheinlichkeit der späteren Teile fällt (noch) nicht auf. In ähnlichem Sinn akzeptieren wir auch Goldsteins Analysen des Systems, wie wir überhaupt geneigt sind, Analysen gescheiter Leute zu akzeptieren, so oft sie sich auch irren mögen.

So unklar die Weltverhältnisse, so deutlich die Beziehungen der Personen in Orwells triadischer Welt. Winston Smith (Vor- und Nachname) ist im ersten Teil allein, im zweiten beisammen (mit Julia), im dritten getrennt (von Julia), aber bei O'Brien (nur Nachname), dem er sich von Anfang an auf intimste Weise verbunden gefühlt hat. Der erste Teil zeigt Winston in seinem Alltag, aber auch bei seinem Entschluß, seinen heterodoxen inneren Monolog durch ein Tagebuch manifest zu machen und so ‚thought crime‘ (Gedankensünde) zu dokumentieren. Der zweite Teil, die Liebe zu Julia und die Lektüre Goldsteins, erweist sich im dritten als Illusion, denn es gibt in Ozeanien keine Liebe als dauernde Bindung und vielleicht auch keinen Goldstein, was aber Winston irgendwie von vornherein gewußt hat. Der erste Teil handelt vorwiegend von Vergangenheit, der zweite von Gegenwart, der dritte von der Zukunft, nur ist die Vergangenheit verschüttet, die Gegenwart trügerisch und die Zukunft nur die des ewig auf das menschliche Angesicht niederfahrenden Stiefels. Die physische und die psychische Welt in *Nineteen Eighty-Four* ist schmutzig, schäbig, ekelerregend, pervers.

Wieder wirkt die Leseridentifikation als Falle. Wir leiden mit Winston und identifizieren uns mit seinem Widerstand gegen das System. Nur ist Smith selbst Teil des Systems. Er hat keinen archimedischen Punkt außerhalb seiner Welt. Auch ist er so korrumpiert, daß er an einem unehrlichen Job Freude hat und gegen die zunächst verkannte Julia sadistische Regungen hegt. Er hat sich ferner der Gewalt verschrieben und verspricht O'Brien, in Kadavergehorsam unmenschliche Mittel im Kampf gegen einen unmenschlichen Gegner einzusetzen. Kein Wunder, daß er O'Brien im dritten Teil nicht mehr gewachsen ist und mit Julia auch seine eigene Menschlichkeit verrät, wie sie ihn und ihre Menschlichkeit verraten hat. Orwell bringt das Individuum systematisch auf Null; das Argument, das System sei daran schuld, ist nicht abwegig, aber einseitig. Denn Winstons reiches In-

nenleben, vor allem seine Träume, beschuldigen ihn. Nur die schützende Liebe von Müttern zu ihren Kindern (in der Vergangenheit) und das Singen der Proles-Waschfrau (mit einem Schimmer von Hoffnung für die Zukunft) haben als Werte Bestand²⁷⁾.

Das am strengsten durchkomponierte Motiv ist „thought crime“, die Gedankensünde, genauer: die Sünde des Denkens. In Ozeanien kommen sowohl der zu Intelligente (Syme, der an Newspeak arbeitet) als auch der zu Dumme (Parsons) ins Liebesministerium. Bei aller Statik hat das System Ozeaniens noch eine verbleibende Utopie: das unorthodoxe

IV.

Orwell hat mehrfach und glaubwürdig versichert, daß er unter anderen Umständen als denen des 20. Jahrhunderts kein politischer Schriftsteller geworden wäre. Er erkannte lediglich, ohne jede Begeisterung, wie unvermeidbar Politik auch und gerade für den Schriftsteller in unserer Zeit geworden war. Um 1930 war man, wie hundert Jahre zuvor, wieder am „Ende der Kunstperiode“ angelangt. Orwells zunächst zögerndes Engagement auf der Linken in den frühen dreißiger Jahren führte erst 1936/37 zu einer klareren Position. Vorangegangen war seine Zeit als Polizeioffizier in Burma, die ihn den Imperialismus hassen lehrte. Er hatte durchaus keine undifferenzierte Meinung über das Wirken der Engländer in Indien und Hinterindien. Völker regieren andere Völker besser als sich selbst, meinte er sogar einmal. Aber die Herrschaft über andere Völker bleibt Tyrannei; ökonomisch ist Imperialismus Ausbeutung. Diese Einsicht verdarb ihm die Freude an europäischen Arbeiterbewegungen. Gemessen an den Kulis Asiens seien die britischen Arbeiter nicht Ausgebeutete, sondern Ausbeuter. Noch unter den allerletzten Aufzeichnungen Orwells findet man die Klage über die grundlegende Heuchelei der britischen Arbeiterbewegung, weil diese inopportune Wahrheit verdrängt werde.

Nun läßt sich zwar kaum über Orwells Einsicht streiten, aber diese ist eine abstrakte, pragmatisch recht sterile. Es ist zugleich Or-

²⁷⁾ R. Plank, a. a. O. (Anm. 25), S. 148, geht so weit, die Hypothese aufzustellen, Orwell schildere das Ingsoc-System nicht so, wie er es sich vorstellte, sondern wie er glaubte, daß es sich im Kopfe Winstons ausnehmen würde.

Denken dadurch unmöglich zu machen, daß die Sprache bis zu dem Punkt vereinfacht wird, an dem man in ihr keine unorthodoxen Gedanken mehr formulieren kann. Im Anhang über die Prinzipien von Newspeak wird in der Sprache unserer Gegenwart über die Situation von „1984“ in der Vergangenheitsform berichtet. Das ist völlig konsequent, denn alle Geschichten spielen in der Vergangenheit. Orwell hat über seine Zeit geschrieben, die dreißiger und vierziger Jahre, so oft er selbst auch mit echten ‚Prophezeiungen‘ oder wenigstens Voraussagen kokettiert hat. Was aber war das für eine Zeit und wie verhält sie sich zu unserer?

wells Stärke und Schwäche, daß er sich um das Pragmatische selten bekümmert hat. Sein Weg zum Sozialismus war denn auch denkbar verschieden von allen üblichen; sein Buch *The Road to Wigan Pier* (1937) gleichzeitig ein Bekenntnis zu einem radikalen Sozialismus und eine Abrechnung mit den meisten anderen Sozialisten, besonders mit solchen, die ihre Intellektualität und die Bourgeoisie als Herkunft nicht verleugnen konnten.

Spanien, genauer: Katalonien, vermittelte ihm zweierlei: Einmal das Erlebnis der *egalité* im postrevolutionären Barcelona; damals schrieb er seinem Freund Connolly, erst jetzt glaube er wirklich an den Sozialismus. Zum andern seine und seiner Kameraden Verfolgung von der eigenen Seite im Bürgerkrieg: Terror, Geheimpolizei und lügnerische Propaganda. In *Homage to Catalonia* (1938) hat er das Gute und das Böse dargestellt, aber einen unerschütterlichen Glauben bekannt. Diese Position führte ihn in eine Sackgasse: er war zugleich gegen Kapitalismus und Kommunismus, vom Faschismus ganz zu schweigen, gegen England, Frankreich, Deutschland, Italien, Rußland. Die europäischen Optionen waren damit erschöpft. Es blieben zwei mögliche Positionen, die ihm aber emotional verwehrt waren. Um sie verständlich zu machen, muß auf seine Haltung zum Ersten Weltkrieg eingegangen werden.

Orwell war noch zu jung, um Soldat zu sein. Im Eton College breitete sich damals eine radikale, aufmüpfige Stimmung aus; Patriotismus war diskreditiert (Orwells erste Veröffentlichung im Alter von elf Jahren war ein patriotisches Gedicht gewesen). Krieg mit seinem Massenmord und seiner lügnerischen

Propaganda war Orwell ein Greuel; gleichwohl wurde er nie Pazifist. Er fürchtete nichts mehr als einen zweiten Weltkrieg, von dem er annahm, es würde in ihm die Gelegenheit benutzt, eine Spielart des Faschismus unter dem Vorwand von Patriotismus und Landesverteidigung zu etablieren. Auch stand er der Meinung, Weltkriege seien kapitalistisch-imperialistisch, nicht fern. In den Jahren 1938/39 ist Orwell, der zwar sehr intelligent, aber kein theoretischer Kopf war, von einem Vulgärmarxisten nicht leicht zu unterscheiden. Die Frage, warum er, der bei den POUM-Milizen gedient hatte, sich nicht in ein trotzkistisches Lager begab, ist schon beantwortet. Die langfristige ökonomische Analyse lag ihm nicht, wie ihm überhaupt, trotz eines Firnis von Marxismus, Ökonomie und die Organisation industrieller Arbeit zeitlebens verschlossen blieben. Das revolutionäre Pathos, das auch mit Trotzismus verbunden war, lag ihm mehr, aber nach seiner Rückkehr aus Spanien nach England war ein Betätigungsfeld für revolutionäres Handeln schwer auszumachen. Als der befürchtete Zweite Weltkrieg ausbrach, machte Orwell wie zahlreiche andere Intellektuelle, zumal auch nach dem Hitler-Stalin-Pakt, die Erfahrung, daß der Prophet zum Berge gehen müsse, wenn der Berg nicht zum Propheten kommt. Er wählte das kleinere Übel. Er konnte jetzt (allerdings nur bis 1941!) zugleich gegen Mussolini, Hitler, Franco und Stalin sein. Die Isolierung Englands nach Dünkirchen und vor dem Eintritt der USA in den Krieg kam Orwells Sinn für das Heroische entgegen. Er drängte sich jetzt sogar zum Militärdienst, wurde aber aufgrund seiner lädierten Lunge nicht genommen. Er diente in der Home Guard, die er zugleich, mit geringem Erfolg, zu einer Art revolutionärer Truppe umzufunktionieren gedachte. Das Schlagwort aus Spanien „Der Krieg und die Revolution sind eins“ wurde von ihm auf England übertragen. Er hoffte, daß die Erschütterung der Niederlage in Frankreich zu einer Revolution gegen die alte Herrschaftsschicht und gegen den Kapitalismus führen werde; eine Illusion, wie er bald genug herausfand, es sei denn, man bezeichne die schon während des Krieges eingeleiteten Reformen und 1945 die Absage des Wählers an den siegreichen Kriegspremier Churchill als Revolution²⁸⁾.

²⁸⁾ Zu Orwells politischer Entwicklung s. die Biographie von B. Crick, a. a. O. (Anm. 4), die Monographie von A. Zwerdling, *Orwell and the Left*, New Haven 1974, und die Kapitel 4 und 5 von H.-J. Lang,

Natürlich vollzog sich auch ein Gefühlswandel in Orwell. Was waren britische Stupidität und Lethargie im Vergleich zu den Terrorsystemen des Kontinents? Als Journalist setzte sich Orwell für Liberalität ein, selbst im Kriege: Die Internierung des Faschisten Sir Oswald Mosley war 1940 als Notwendigkeit gerechtfertigt, denn er war ein potentieller Quisling; 1943 aber war sie ein Skandal geworden, ein Verstoß gegen *Habeas Corpus*.

Man kann Orwells Entwicklung von 1940 an als Weg zur Mitte deuten, aber das bleibt eine Vereinfachung. Orwell blieb Sozialist, aber in der Labour Party sagte ihm nur der linke Flügel mit Aneurin Bevan zu. Er haßte die kapitalistische Klassengesellschaft, wußte sich aber als Teil derselben. In einer seiner allerletzten Aufzeichnungen verglich er die Atmosphäre seiner beiden letzten Krankenhäuser. Die Besucher des einen kamen durchweg aus der Oberschicht und ihr Sprachduktus fiel Orwell auf die Nerven: „Kein Wunder, daß jedermann uns so haßt.“ Uns — Orwell blieb durch seinen Eton-Akzent lebenslang Mitglied einer ihm verhaßten Klasse; seine Angewohnheit, heißen Tee gelegentlich aus der Tasse in die Untertasse zu gießen und schlürfend zu sich zu nehmen, wurde als Exzentrizität oder mißglückter Versuch des *épater le bourgeois* geduldet oder belächelt.

Als Orwell am 24. Juni 1938 seinen Eintritt in die Independent Labour Party begründete, warnte er ausdrücklich vor der tödlichen Gefahr eines lediglich negativen Antifaschismus. Wir dürfen mühelos ergänzen: eines lediglich negativen Antikommunismus. Es gibt keinen Beleg dafür, daß Orwell diese Position wie eine Jugendsünde verlassen oder „überwunden“ hätte. Orwell wurde Utopist nicht aus Temperament, sondern ethischer Disziplin. Er nahm das Leben so ernst, daß ihm nur die Wahl blieb zwischen Utopie und Verzweiflung. Seine intellektuellen Überzeugungen und seine Gefühle kamen — und wen wundert es? — nicht zur Deckung.

Als er sich entschloß — ob nun mehr aus Vernunftabwägungen oder aus Gefühl und Heimatliebe —, den Krieg 1940 zu unterstützen, griff er die Pazifisten unerbittlich und unfair an, was gute persönliche Beziehungen und so

a. a. O. (Anm. 3). Eine vergleichende Studie von Wirkungen des spanischen Bürgerkriegs liefert H.-J. Lang, *Der spanische Bürgerkrieg als Wendepunkt: Die Fälle Koestler und Orwell*, in: P. Goetsch/H.-J. Müllenbrock (Hrsg.), *Englische Literatur und Politik im 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 1981, S. 149—63.

gar in einzelnen Fällen spätere Freundschaft nicht ausschloß. Wer nicht für den Krieg gegen Hitler war, war für Hitler — ‚objektiv‘. Diese ungemein dialektische Vokabel war ein Stück totalitären Denkens bei Orwell. Die moderne Gesellschaft ist — hier dürfen wir einmal sagen: glücklicherweise — komplizierter. Aber wir verstehen bei Kenntnis der biographischen Umstände besser, wie Orwell seinen Helden in *Nineteen Eighty-Four* dargestellt hat: als Opfer, aber doch auch als Mitäter.

Die Statik in *Nineteen Eighty-Four* ist doppelt begründet: literarisch durch einen Zug der modernen Literatur, die wahrnehmbare gesellschaftliche Welt als Entwicklung, zu schweigen vom Fortschritt, nicht mehr ernst nehmen zu können, sondern bestenfalls parabolisch zu deuten, schlimmstenfalls als Absurdität darzustellen: Warten auf einen Godot, der niemals kommt, Endspiele. In dieser Hinsicht ist der Verfasser von *Nineteen Eighty-Four* nicht weit entfernt von Samuel Beckett und Franz Kafka²⁹). Solche Literatur ist oder neigt zur Allegorie, die man nur auf eigene Gefahr wörtlich nehmen kann. Die Statik ist aber auch politisch begründet durch Orwells Furcht, die gerechte Gesellschaft könne just in dem Moment der Weltgeschichte, in dem sie — durch die Maschine! — möglich gemacht worden sei, verhindert werden. Hier zeigt sich ein fundamentaler Unterscheid zu Aldous Huxley, der bereits im Motto von *Brave New World* erkennen läßt, wovor er sich fürchtet: nicht, daß der Fortschritt verhindert wird, sondern daß er kommt! Die stereotype Zusammenschau von Orwell mit Huxley und Samyatin in einer Textsorte ‚Anti-Utopie‘ ist die Quelle der meisten Mißverständnisse.

Wenn Utopismus der Glaube an eine mögliche, vom Bewußtsein und Willen der Menschen ausgehende konstruktive Verbesse-

V.

Orwell und seine Texte sind sehr früh in falsche Kontexte geraten. Obwohl er in dem berühmten *The God That Failed (Der Gott, der keiner war)*, erschienen in seinem Todesjahr 1950, nicht auftauchte, wurde er in der deutschen Presse oft vom Anti-Kommunisten zum Ex-Kommunisten umstilisiert. Eine andere Verfälschung war und ist seine Domestizierung als „einer der unsren“. Ein extremes Bei-

²⁹) Zu Orwell und Kafka vgl. R. Plank, a. a. O. (Anm. 25), S. 91, 103 u. a.

spielung der sozialen Beziehungen ist, kann man die Leugnung dieses Glaubens als Anti-Utopismus bezeichnen. Für die Interpretation literarischer Utopien reicht diese schlichte Gegenüberstellung freilich nicht. Es empfiehlt sich eine andere Terminologie, die allerdings auch nicht alle vorkommenden Fälle erfaßt: Eutopie und Dystopie, die Darstellung schöner, glücklicher, angenehmer Welten (Eutopie) und ihr Gegenstück, die Darstellung häßlicher, schrecklicher, beängstigender Welten (Dystopie); Utopie bleibt als Oberbegriff für die Darstellung alternativer, nicht wirklicher oder jedenfalls noch nicht verwirklichter Welten übrig. Was grundsätzlich verwirklichtbar ist, bleibt problematisch und sollte mit Vorsicht beantwortet werden, gerade aufgrund unserer Erfahrungen mit ‚totalitären‘ Gesellschaften. Eine in der Zukunft angesiedelte Dystopie wie *Nineteen Eighty-Four* ist logisch durchaus vereinbar mit Utopismus, wenn die Dystopie nicht als Prophetie angeboten wird, sondern als Warnung. Mit Günter Grass zu sprechen: „Bücher wie ‚Farm der Tiere‘ und ‚1984‘ kann nur ein Intellektueller schreiben, dem das süße Versprechen Utopia nicht fremd ist.“³⁰)

Es muß nur hinzugefügt werden, daß eine so rationalistische Erklärung von Orwells Position dem Roman *Nineteen Eighty-Four* als Phantasieprodukt nicht gerecht werden kann. Wer nur ‚Anti-Utopie‘ herausliest, verkennt Orwell; wer Orwells Utopismus herausarbeitet, steht in der Gefahr, die Grimmigkeit seiner Vision zu verharmlosen. *Nineteen Eighty-Four* war insofern kein „tödliches Buch“, als Orwell schon sehr lange sehr krank war, als er es schrieb; aber der ausgemergelte Winston Smith vor dem Spiegel im Liebesministerium ist nicht nur Symbol für die Hilflosigkeit des einzelnen gegenüber den Machtapparaten, sondern auch verfremdetes Selbstportrait des Autors im Angesicht des Todes.

spiel liefert Guenter Lewy in „George Orwell und die Zukunft der Demokratie: Betrachtungen eines amerikanischen Politologen“, wenn er schreibt: „Die wachsende Ausbreitung pazifistischen und quasi-pazifistischen Denkens im Westen ist ein Zeichen dafür, daß der Verlust des Selbstvertrauens und das Beschmutzen des eigenen Nestes, welches Orwell damals bei seinen englischen Landsleuten so

³⁰) G. Grass, Die Zauberlehrlinge, in: J. Strasser (Hrsg.), Der Orwell Kalender 1984, Köln 1983, S. 28.

scharf kritisierte, sich inzwischen auf weite Schichten der westlichen Intelligenz insgesamt ausgebreitet haben³¹⁾. Doch sind die eigentlich interessanten Fälle gerade diejenigen, an deren Illegitimität des Umdeutens man zweifeln kann. Gerade wenn *Nineteen Eighty-Four* der Roman eines Menschen namens Winston Smith ist, der seine Ohnmacht und auch seine Schuld erfährt, wie sollten sich dann heute Menschen nicht in ihm wiedererkennen können?

In erster Linie betrifft dies die Intellektuellen, die immer wieder die Gratwanderung zwischen Nein und Ja zu unternehmen haben, denn Nein ist ein Abgrund der Ohnmacht, Ja ein Abgrund der Mitschuld. Michael Walzer hat vor der Fixierung auf die Idee des ‚Totalen‘ gewarnt: Von Ozeanien in die Pflicht genommen werden vor allem die Mitglieder der äußeren Partei, die neue Elite. „Proles“ und Tiere sind frei³²⁾. Mit besonderer Sensibilität hat Adolf Muschg auf eine „anhaltende Provokation“ des Buches reagiert. Sein Schock besteht darin, daß die Rebellen den Ausgang (im Liebesministerium) gewußt und gewollt haben: „Nicht das System braucht den Widerspruch, um ihn sadistisch zu verzehren: sie selbst waren es, die verzehrt werden wollten.“ Nochmals Muschg: „Der Intellektuelle braucht sich nicht mehr zu verraten. Er ist schon verraten. Denn seine Schwäche vor der Macht verrät sich im Augenblick der Wahrheit als Schwäche für die Macht.“³³⁾

In seiner Rezension von *Mein Kampf* hat Orwell 1940 eine statische Schreckensvision entworfen, nach der 250 Millionen Deutsche in ihrem ‚Lebensraum‘ ein gräßliches hirnloses ‚Reich‘ begründen, in dem sich nichts ereignet bis auf die Ausbildung junger Leute für den Krieg und die endlose Aufzucht weiteren Kanonenfutters. Das Problem ist die Manipulierbarkeit des Menschen; spätestens seit Darwin steht es auf der Tagesordnung. Es erklärt das von Willi Erzgräber herausgearbeitete „doppelte Paradoxon“. Muschg zum dritten und letzten Mal: „Gerade seine Schreckbilder machen ‚1984‘ nicht zum utopischen, sondern zum historischen Roman: es sind andere, besser verkleidete Formen, in denen wir Macht zu fürchten haben.“³⁴⁾

³¹⁾ G. Lewy, George Orwell und die Zukunft der Demokratie. Betrachtungen eines amerikanischen Politologen, in: H. Neumann/H. Scheer (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 6), S. 75f.

³²⁾ M. Walzer, a. a. O. (Anm. 12), S. 105.

³³⁾ A. Muschg, Raum 101, in: J. Strasser (Hrsg.), a. a. O. (Anm. 30), S. 40 und 42.

³⁴⁾ Ebd., S. 37.

Die von *Nineteen Eighty-Four* ausgehende Furcht hat sich im Westen vom Totalitarismus auf die Technologie verlagert; eine tief ironische Entwicklung insofern, als Orwell technische Neuerungen auf ein Minimum beschränkt hatte und für die Zwecke seiner Fabel den Atomkrieg verniedlichen mußte. Es ist auch daran zu erinnern, daß Orwell (damals noch Eric A. Blair) in Eton Griechisch und Latein gelernt hatte und zeitlebens nur eine bedeutende technische Fähigkeit erwarb: den Umgang mit Sprache. Sein Verhältnis zur Technik war nahezu schizophran; er brauchte diese für den Entwurf einer Eutopie, denn er war ehrlich genug zuzugeben, daß eine Gesellschaft Freier und Gleicher niemals auf Mangel beruhen könne, jedenfalls nicht, solange die Menschen so bleiben, wie sie zur Zeit sind. Aber er mißtraute der Technik und der Maschine. Insofern befinden sich alle, die „1984“ als Synonym für den Gläsernen Menschen auffassen, in der Orwell-Nachfolge. Allerdings hat sich dieser Teil der Schreckensvision von Orwell selbständig gemacht. Nach James B. Rule hat Orwell zwar die Technik der Durchdringung der Privatsphäre für totalitäre Zwecke vorausgesehen, aber nicht die Möglichkeit erkannt, daß Technologie auch ohne totalitäre Absichten zu ähnlichen Resultaten führen könne. Das ist es, fügt Rule trocken hinzu, was heute vor sich geht³⁵⁾. Orwells humanistischer Ansatz wird umgedeutet im Sinne der Science Fiction.

So ist die Unterscheidung zwischen Orwell-Nießbrauch und Orwell-Mißbrauch nicht einfach. Mißbrauch liegt vor, wenn *Nineteen Eighty-Four* als Astrologie gelesen wird. Orwell nahe ist, wer Sprache und Symbole zu lesen weiß. Das Bild vom Stiefel stammt nicht erst aus *Nineteen Eighty-Four*; Orwell hat es schon 1941 in *The Lion and the Unicorn* verwendet: „Der Stechschritt zum Beispiel ist einer der schrecklichsten Anblicke der Welt, viel furchteinflößender als das Sturzkampfflugzeug. Er ist einfach eine Bejahung nackter Macht; er enthält, ganz bewußt und absichtlich, die Vision eines Stiefels, der auf das menschliche Gesicht herunterkracht.“ Die Mutter, die schützend, wenn auch hilflos, ihr Kind vor einer Bombe bewahren will, vollbringt die Leistung einer humanen Geste. Winston Smith mußte für solche Show ins Kino gehen, wir bekommen sie durch das Fernsehen ins Haus.

³⁵⁾ J. B. Rule, ‚1984‘ — The Ingredients of Totalitarianism, in: I. Howe (Ed.), a. a. O. (Anm. 4), S. 179.

George Orwell und die Intellektuellen

George Orwell, der nach seiner Rückkehr aus dem Spanischen Bürgerkrieg als Mitglied der Independent Labour Party eine ultralinke Position eingenommen, die Vaterlandsverteidigung abgelehnt und den britischen Imperialismus mit größerem Argwohn betrachtet hatte als den nationalsozialistischen Expansionismus, erfuhr unmittelbar vor dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes eine patrioti-

sche Wandlung. Diese Hinwendung zum Patriotismus war mit einer heftigen Kritik an den Intellektuellen verbunden. Orwells Feststellung, daß die einfachen Leute zutiefst patriotisch seien, stand seine Behauptung von der nationalen Unzuverlässigkeit der Intelligentsia — er benutzte zumeist diesen aus dem Russischen stammenden Begriff — gegenüber.

I. Orwells Kritik an den Intellektuellen

Die Intelligentsia, so lautete der Vorwurf in der im Februar 1941 veröffentlichten Schrift „The Lion and the Unicorn“, in der Orwell seine neugewonnene patriotische Position ausführlich darlegte, habe sich von der gemeinsamen Kultur der Nation getrennt. „Sie nehmen ihre Küche aus Paris und ihre Ansichten aus Moskau. In dem allgemeinen Patriotismus des Landes bilden sie eine Art von Insel abweichenden Denkens. ... England ist vielleicht das einzige Land, dessen Intellektuelle sich ihrer Nationalität schämen. In Linkskreisen glaubt man immer, daß es ein wenig schandbar ist, Engländer zu sein, und daß es eine Pflicht ist, sich über jede englische Institution lustig zu machen, vom Pferderennen bis zum Nierenpudding. Es ist eine merkwürdige Sache, aber es ist zweifellos wahr, daß fast jeder englische Intellektuelle sich mehr schämen würde, bei ‚God Save the King‘ aufzustehen, als etwas aus der Armenkollekte zu stehlen. All die kritischen Jahre hindurch haben viele Linke die englische Moral unterminiert, haben sie versucht, eine Haltung zu verbreiten, die manchmal breiig pazifistisch, manchmal heftig prorussisch, aber immer antibritisch war.“ Die „geistige Sabotage von seiten der Linken“ sei mit dafür verantwortlich gewesen, daß die Moral des englischen Volkes jahrelang geschwächt wurde, so daß die faschistischen Staaten zu der Ansicht kommen konnten, es sei „dekadent“ und man könne ohne weiteres einen Krieg gegen England wagen¹⁾.

Diese Beschuldigungen wurden von Orwell in der Folgezeit mehrfach wiederholt. Zwanzig Jahre lang, schrieb er im Sommer 1941, hätten die Linksintellektuellen versucht, den Patriotismus in England auszurotten. Wäre es ihnen gelungen, würden jetzt SS-Leute in den Straßen Londons patrouillieren. Die Intelligentsia erschien Orwell vom nationalen Standpunkt aus als „im großen und ganzen politisch unzuverlässig“, der „durchschnittliche Intellektuelle“ als „antibritisch“. Noch im Februar 1945 schrieb er rückblickend: „Die Tätigkeit derer, die Intellektuelle genannt werden, war in den letzten fünfundzwanzig Jahren überwiegend von Übel. Ich glaube, es ist keine Übertreibung zu sagen, daß, wenn die ‚Intellektuellen‘ ihre Arbeit etwas gründlicher geleistet hätten, England 1940 kapituliert haben würde.“²⁾

Orwell gehörte zu den ganz wenigen „Linken“, die erkannten, daß kein politisches Gemeinwesen ohne „jene transrationalen Gefühls- und Glaubenswerte“ zu bestehen vermochte³⁾, die von den Intellektuellen verachtet und verhöhnt wurden. Ja, er behauptete sogar, daß die Intellektuellen selber ohne sie nicht auskommen könnten und alle Empfindungen, die sie in bezug auf das eigene Land in sich unterdrückten, einfach in eine andere Richtung projizierten — womit sich Orwells Vorwurf des mangelnden Patriotismus zu einer umfassenden Intellektuellenkritik ausweitete.

Die ‚Aufgeklärtheit‘ des Intellektuellen, die mit einer Loslösung von der nationalen Kul-

²⁾ Ebd., Bd. 2, S. 168, 407, 319; Bd. 3, S. 386.

³⁾ K. D. Bracher, Zeit der Ideologien. Eine Geschichte politischen Denkens im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1982, S. 250.

¹⁾ S. Orwell/I. Angus (Eds.), The Collected Essays. Journalism and Letters of George Orwell, Harmondsworth 1970, Bd. 2, S. 95.

tur verbunden war, wurde nach Orwell letztlich mit einem anderen und schlimmeren Irrationalismus erkaufte. Die Emanzipation von den traditionellen Werten erzeugte das Verlangen nach neuen Gewißheiten, die sich in Form von autoritären oder totalitären Weltanschauungen anboten. Die Bindungslosigkeit der Intelligentsia führte nur zu neuen Bindungen. Der preisgegebene Patriotismus in bezug auf das eigene Land kehrte z. B. in pervertierter Form als Patriotismus gegenüber der Sowjetunion wieder.

Diese Gedanken sind von Orwell erstmals in dem im März 1940 veröffentlichten großen Essay „Inside the Whale“ entwickelt worden. In ihm versuchte er, eine Antwort auf die Frage zu geben, warum Schriftsteller „von einer Form des Sozialismus angezogen sein konnten, die geistige Aufrichtigkeit unmöglich macht“. Die Erschütterung und Unglaubwürdigkeit der alten, überkommenen Werte — so Orwell — habe die Intellektuellen nicht von dem Bedürfnis befreit, an etwas zu glauben. Einige Jahre vor der Hinwendung zum Kommunismus sei eine Bewegung zur katholischen Kirche zu verzeichnen gewesen, also zu einer weltumspannenden, streng disziplinierten Organisation, die Macht und Prestige verkörperte. Auch der Kommunismus stellte etwas dar, an das man glauben konnte: „Hier war die Kirche, eine Orthodoxie, eine Disziplin. Hier war ein Vaterland und — jedenfalls seit etwa 1935 — ein Führer.“ Alle Loyalitäten und alle irrationalen Bedürfnisse, welche die Intellektuellen verdrängt hatten, kehrten nach Orwell in anderer Gestalt wieder: Das Vaterland oder Empire war jetzt Rußland; der Vater, der König, der Held oder der Erlöser war Stalin; Hitler war der Teufel, Moskau der Himmel und Berlin die Hölle. „Alle Lücken wurden ausgefüllt, und so ist schließlich der ‚Kommunismus‘ der englischen Intellektuellen recht erklärlich. Er ist der Patriotismus der Entwurzelten.“

Hinzu kam nach Orwell, daß die in einem freiheitlichen Rechtsstaat lebenden englischen Intellektuellen sich überhaupt nicht vorstellen konnten, was ein despotisches Regime tatsächlich bedeutete: „Sie können den Totalitarismus schlucken, weil sie nur den Liberalismus kennen.“ Als Beispiel verwies Orwell auf den englischen Lyriker Auden und sein bekanntes Spanien-Gedicht, in dem von „der bewußten Aufsichtnahme von Schuld bei einem notwendigen Mord“ die Rede war. Diese nicht ganz klare und von Auden später abgeänderte Verszeile zeigte nach Orwell

den Amoralismus eines Mannes, für den „Mörder“ nur ein Wort bedeutete „und der nie dabei ist, wenn wirklich am Abzug gedrückt wird“. Es handelte sich in Orwells Sicht um eine Art von ästhetischer Übertriebenheit ohne wirklichen Realitätsbezug⁴⁾.

Als weitere Ursache der Anfälligkeit der Intelligentsia für den Totalitarismus bezeichnete Orwell immer wieder ihre Neigung zur Macht und zur Machtanbetung. Die Intellektuellen, die Hüter des Geistes und Wortführer einer kritischen Vernunft sein sollten, hätten sich der Gewalt verschrieben. Die Besonderheit der gegenwärtigen Epoche, schrieb er im Januar 1939 in einer Rezension von Bertrand Russells „Power“, sei nicht so sehr die Herrschaft der nackten Gewalt, sondern das Fehlen einer liberalen Intelligenz. „Bullyworship“, die Anbetung von Gewalttätigkeit, sei zu einer „Universalreligion“ geworden⁵⁾.

Da Orwell bei der Frage nach den Gründen der Anziehungskraft des Totalitarismus auf die Intellektuellen nicht so sehr die konkreten Inhalte totalitärer Ideologien als vielmehr die Bedürfnisse und Sehnsüchte der Intelligentsia in den Mittelpunkt rückte und darunter die Attraktion von Macht und Erfolg so stark betonte, schien aus seiner Sicht ein Wechsel von der einen zur anderen Ideologie leicht möglich. Zwar war es zwischen 1935 und 1939 die Kommunistische Partei, die — wie er in „Inside the Whale“ feststellte — eine fast unwiderstehliche Faszination auf jeden Schriftsteller ausübte, der jünger als vierzig Jahre alt war; jedoch den Übergang zum Faschismus hielt er nicht für unwahrscheinlich. Bereits in „The Road to Wigan Pier“ hatte Orwell geschrieben: „Ich glaube, wenn es zum Äußersten kommt, besteht eine schreckliche Gefahr, daß sich die Intelligentsia überwiegend zum Faschismus hin bewegen wird.“ Er sprach von den „cleveren, jungen sozialliterarischen Aufsteiger(n), die heute Kommunisten sind, wie sie in fünf Jahren Faschisten sein werden, weil das halt so im Schwange ist“⁶⁾. In „The Lion and the Unicorn“ äußerte er den Verdacht, die englischen Linksintellektuellen würden sich auf ein Arrangement mit Hitler einlassen, zu dem die These, zwischen den sich bekriegenden Staaten bestünden in den Gesellschaftssystemen keine Unterschiede und ein Sieg Englands würde nur die engli-

⁴⁾ S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 1, S. 564 ff.

⁵⁾ Ebd., Bd. 1, S. 413.

⁶⁾ G. Orwell, The Road to Wigan Pier, Harmondsworth 1966, S. 185, 160.

schen Millionäre bereichern, die Brücke bilden könnte⁷⁾.

Der plötzliche Kurswechsel der Kommunisten bei Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes hatte auf Orwell einen schockartigen, kaum zu überschätzenden Eindruck ausgeübt. Nach diesem Ereignis hielt er im Hinblick auf abrupte Kehrtwendungen eigentlich alles für möglich. In seinem Kriegstagebuch notierte er unmittelbar nach dem Einfall der deutschen Truppen in die Sowjetunion: „Wenn Rußland wieder die Fronten wechselt und Stalin die Rolle Pétains spielt, dann werden die hiesigen Kommunisten ihm zweifellos folgen und wieder ganz pro-Nazi sein. Wenn das Sowjetregime einfach ausgelöscht und Stalin gefangen genommen oder getötet wird, werden meiner Meinung nach viele Kommunisten ihre Loyalität auf Hitler übertragen.“⁸⁾ Im Sommer 1943 wiederholte Orwell — im Zusammenhang mit seiner Behauptung, die englischen Linksintellektuellen hätten ihren „Patriotismus und ihren religiösen Glauben“ aufgegeben, ohne dadurch doch zugleich „ihr Bedürfnis nach einem Gott und einem Vaterland zu verlieren“ — den Vorwurf einer latenten Bereitschaft zum Überlaufen ins andere Lager. Er habe immer die Ansicht vertreten, viele von ihnen würden im Falle eines deutschen Sieges zu Hitler überwechseln⁹⁾.

Orwell warf den Intellektuellen noch im Jahre 1946 rückblickend vor, sie seien nicht nur in großer Zahl ihrem Land entfremdet gewesen, so daß sie die Neigung besessen hätten, mit jedem Gegner Englands zu sym-

pathisieren, sondern sie hätten auch, wenn gleich zumeist unbewußt, eine tiefe Bewunderung „für die Macht, Energie und Grausamkeit des Nazi-Regimes“ empfunden. Die negativen Äußerungen der Linkspresse in bezug auf Hitler-Deutschland, argumentierte Orwell, seien in den Jahren zwischen 1939 und 1942 — als das Deutsche Reich den Krieg zu gewinnen schien — bemerkenswert zurückgegangen. Es seien auch dieselben Leute gewesen, die 1940 für einen Kompromißfrieden mit Deutschland eingetreten seien und dann zum Zeitpunkt der Niederlage des Reiches seiner Zerstückelung zugestimmt hätten¹⁰⁾. Bewunderung für den Feind zu zeigen, wenn er auf dem Gipfel seiner Macht stand, auf ihm herumzut trampeln, sobald er am Boden lag — das war offenbar nach Orwell die natürliche Reaktion von Intellektuellen. Man geht wohl kaum zu weit, wenn man ihm unterstellt, daß er darin nicht zuletzt eine sehr unenglische Reaktion sah!

Ein Frontwechsel der Intellektuellen schien Orwell auch deshalb jederzeit möglich, weil sie aus seiner Sicht zu einer grenzenlosen Selbstmanipulation ihres Denkens fähig waren. Sie konnten, wie er 1942 anhand ihrer wechselnden Einstellung zum Krieg nachzuweisen versuchte, ihre Ansicht plötzlich ändern, ohne sich der daraus entstehenden Widersprüche und Inkonssequenzen überhaupt bewußt zu werden¹¹⁾. Diese Feststellung verweist bereits auf „1984“ und bildet den Keim zu dem dort entwickelten Konzept des „doublethink“.

II. Die Intellektuellen und der Sowjetkommunismus

Die scharfen Angriffe Orwells gegen die Intelligentsia sind primär vor dem Hintergrund der Tatsache zu sehen, daß der Kommunismus und die Sowjetunion in den dreißiger Jahren auf die Intellektuellen eine ungemein große Anziehungskraft ausübten. Diese Anziehungskraft trat vor allem in England sehr stark in Erscheinung, dessen kleine und unbedeutende Kommunistische Partei im Unterschied zu der anderer europäischer Länder bis dahin unter der Intelligenz kaum Anhänger gehabt hatte, so daß der Einbruch in diese

Kreise zu Beginn der dreißiger Jahre besonders auffällig war.

Die Gründe für diesen Erfolg der Kommunisten bei der Intelligenz waren vielfältig. Die fundamentalste Ursache lag wohl darin, daß das Gefühl der Ausweglosigkeit, daß die Intellektuellen beherrschte, seine Entsprechung in der Ausweglosigkeit fand, die der Kommunismus für das kapitalistische System diagnostizierte. Stephen Spender, einer der Literaten, die damals vorübergehend zur Kommunistischen Partei stießen, weist in seinen Erinnerungen an diese Zeit darauf hin, daß die

⁷⁾ S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 1, S. 130f.

⁸⁾ Ebd., Bd. 2, S. 459.

⁹⁾ Ebd., Bd. 2, S. 328.

¹⁰⁾ Ebd., Bd. 4, S. 206f.

¹¹⁾ Ebd., Bd. 2, S. 288.

marxistische These von der Endkrise des Kapitalismus sich mit ihrer eigenen Auffassung von einer Krise der Zivilisation berührt habe¹²). Hinzu kam der wirkungsvolle Kontrast, den der sowjetische Fünfjahresplan zu der Anarchie und Massenarbeitslosigkeit der kapitalistischen Wirtschaft während der großen Krise bot. Nach der Machtergreifung Hitlers und dem militärischen Wiedererstarken des Deutschen Reiches schienen zudem die Sowjetunion und der Kommunismus die einzigen wirkungsvollen und zuverlässigen Gegenkräfte gegen den Faschismus und Hitler-Deutschland zu sein. In England spielte zudem eine besondere Rolle, daß die Labour Party nach dem Verbleiben ihrer Minister in einer nationalen Koalitionsregierung im Jahre 1931 und der Spaltung der Partei in eine tiefe Krise geraten war und der Gedanke einer demokratisch-parlamentarischen Arbeiterpartei im Rahmen des kapitalistischen Systems an Anziehungskraft eingebüßt hatte. Selbst unter den Intellektuellen, die bei der Labour Party blieben, war der demokratische Prozeß in Mißkredit geraten, übten elitäre Konzepte, die an Lenins „Was tun?“ ausgerichtet waren, eine gewisse Anziehungskraft aus¹³).

Für „viele Intellektuelle war die Sowjetunion die einzige Hoffnung der Zukunft“¹⁴). Dies trug dazu bei, daß man nur allzu oft die Augen gegenüber allem Negativen in Rußland und an der sowjetischen Politik verschloß oder krampfhaft Rechtfertigungen dafür vorbrachte. Es kam zu grotesken Fehltritten, unter denen nur die Aussage des sozialistischen Theoretikers Harold Laski angeführt werden soll, der nach seiner Rückkehr aus der Sowjetunion im Jahre 1934 erklärte: „Es gibt unter dem Sowjetregime mehr Verwirklichung der Persönlichkeit als in jeder vergleichbaren Epoche der Geschichte.“¹⁵).

Sidney und Beatrice Webb, zwei führende Mitglieder der Fabian Society und Intellektuelle der englischen Arbeiterbewegung, waren von den russischen Fünfjahresplänen begeistert. Die planende, effizienzsteigernde Seite des Sozialismus hatte sie stets besonders angezogen, und daß die Rechte der russischen

Arbeiter in der Stalin-Ära noch weiter abgebaut wurden, war in ihren Augen ein zusätzliches Plus des Industrialisierungsprogramms. Es bewies, daß die von ihnen zunächst verurteilten anarchischen Züge der bolschewistischen Revolution überwunden wurden, daß Planung, Führung, die Herrschaft einer Elite von Experten an ihre Stelle traten und die egoistischen Konsumenteninteressen durch die „Hingabe an die öffentliche Wohlfahrt“ sowie die Produktivitätssteigerung abgelöst worden waren¹⁶). Hatte Beatrice Webb die Sowjetunion noch im Jahre 1924 als ein „sehr zweifelhaftes ‚Paradies‘“ bezeichnet, so sprachen sie und ihr Mann 1932 — ungeachtet des auch von ihnen beobachteten „plötzlichen Verschwindens unerwünschter Personen“ — von einer neuen Zivilisation und Kultur, die sich wegen ihrer geistigen und ethischen Überlegenheit ausbreiten werde¹⁷). Ein anderer Fabier, der Schriftsteller Bernard Shaw, begeisterte sich für Stalin, nachdem er bereits die Diktatur Mussolinis gelobt hatte. Offensichtlich stand er für Orwells These von der generellen Anfälligkeit der Intellektuellen für den Totalitarismus und der Austauschbarkeit totalitärer Ideologien Modell.

Der Verzicht vieler Intellektueller auf kritische Überprüfung und Wahrheitsfindung in bezug auf die Sowjetunion trat in der Berichterstattung über die Vorgänge während des Spanischen Bürgerkrieges, aber auch in der Haltung gegenüber den Moskauer Prozessen zwischen 1936 und 1938 zutage, in denen alte Bolschewiki angeklagt und der absurdesten Verbrechen bezichtigt wurden. John Strachey, einer der führenden Linksintellektuellen der dreißiger Jahre und später nach 1945 Kriegsminister in der Labour-Regierung, billigte vorbehaltlos die Moskauer Prozesse und die ausgesprochenen Todesurteile — so wie er die Lügen über die angebliche Zusammenarbeit von Trotzki und POUM in Spanien mit der Gestapo akzeptierte und verbreitete. Es gab, wie David Cauter in seiner Untersuchung über die „Fellow-Travellers“ herausgearbeitet hat, keinen Aspekt sowjetischer Politik, den Strachey in dieser Zeit nicht gebilligt und gerechtfertigt hätte¹⁸). Der Dichter Stephen Spender, der zunächst im kommunistischen Parteiorgan „Daily Worker“ einen Arti-

¹²) S. Spender, *The Thirties and After*, New York 1978, S. 12f.

¹³) R. Dare, *Instinct and Organization: Intellectuals and British Labour After 1931*, in: *The Historical Journal*, (1983) 26, bes. S. 689ff.

¹⁴) N. Wood, *Communism and British Intellectuals*, London 1959, S. 42.

¹⁵) D. Cauter, *The Fellow-Travellers*, London 1977, S. 64.

¹⁶) Ebd., S. 69f., 81f.; B. Drake, *The Webbs and Soviet Communism*, in: M. Cole (Ed.), *The Webbs and their Work*, Hassocks 1974, bes. S. 224, 228f.; N. Mackenzie (Ed.), *The Letters of Sidney and Beatrice Webb*, Cambridge 1978, Bd. III, S. 416.

¹⁷) N. Mackenzie (Ed.), a. a. O. (Anm. 16), Bd. III, S. 207, 378.

kel gegen die Moskauer Prozesse geschrieben hatte, wurde von der Partei zum Widerruf gezwungen. Er äußerte in einer Erklärung, deren er sich später „gründlich schämte“, die Überzeugung, „daß zweifellos ein gigantisches Komplott gegen die sowjetische Regierung stattgefunden hat und daß das Beweismaterial echt ist“¹⁹⁾. Beatrice Webb konstatierte, die Regierung der Sowjetunion habe im großen und ganzen mit „weiser Zurückhaltung“ gehandelt; die Zahl der Verurteilungen und Prozesse sei sowohl im Verhältnis zur Gesamtbevölkerungszahl der UdSSR als auch im Vergleich zu dem repressiven Vorgehen der englischen Regierung in Irland nach dem Ersten Weltkrieg klein gewesen²⁰⁾.

Der Moskauer Korrespondent des „Observer“ schrieb über einen der Schauprozesse: „Es ist sinnlos anzunehmen, daß der Prozeß inszeniert und die Beschuldigungen erfunden sind. Die Anklage der Regierung gegen die Beschuldigten ist echt.“ Der Korrespondent der den Konservativen nahestehenden Zeitschrift „Spectator“ erklärte: „Die Schuld der Angeklagten ist vollständig erwiesen.“

Es war diese durch die Widerstandslosigkeit von Intellektuellen bedingte Einflußmöglichkeit der bolschewistischen Führung außerhalb ihres eigenen Machtbereichs, die Orwell besonders beunruhigte. Er schrieb 1941 rückblickend: „Was an diesen Prozessen erschreckend war, war nicht die Tatsache, daß sie sich ereigneten — denn solche Dinge sind offensichtlich in einer totalitären Gesellschaft notwendig —, sondern die Bereitwilligkeit westlicher Intellektueller, sie zu rechtfertigen.“²¹⁾

Die Abdankung des kritischen Sinns vieler Intellektueller wurde zur Zeit der Moskauer Prozesse von Ernst Bloch auf eine bündige Formel gebracht, als er in bezug auf die Sowjetunion erklärte: „Was ich verstanden habe, ist vortrefflich, daraus schließe ich, daß das Andere, was ich nicht verstanden habe, ebenso vortrefflich sei.“²²⁾ Dieser expliziten

Selbstabdankung des kritischen Intellekts bleibt nur noch die Preisgabe des moralischen Sinns durch Bertolt Brecht an die Seite zu stellen, um Orwells Anklagen und Befürchtungen hinsichtlich der Intellektuellen verständlich erscheinen zu lassen. „Wer für den Kommunismus kämpft“, so Brecht, „hat von allen Tugenden nur eine, daß er für den Kommunismus kämpft.“²³⁾

Orwells These von der Faszination, welche die Gewalt auf die Intellektuellen ausübte, ist neuerdings von George Watson in einem Beitrag „Did Stalin Dupe the Intellectuals?“ emphatisch bejaht worden. Watson stellt fest: „Die Intellektuellen nahmen nicht nur die Gewalt hin, sie schätzten sie und verlangten nach mehr.“²⁴⁾ Über das Werk W. H. Audens, dessen Formulierung vom „necessary murder“ Orwell kritisiert hatte, urteilt ein anderer Autor, es zeige nicht nur eine beunruhigende und irrationale Verachtung für das Denken, sondern es zeichne sich auch durch eine „fast mystische Verehrung von Macht und Gewalt“ aus, während „Mitgefühl für den Unterliegenden (underdog)“ fehle²⁵⁾. Brecht hatte damals ebenfalls in seinem Stück „Die Maßnahme“ die Tötung eines die erfolgreiche Parteiarbeit behindernden Genossen durch seine Parteifreunde ausdrücklich gutgeheißen — zur geringen Freude der Kommunistischen Partei, die sich von seinem Drama distanzierte. Die Frage ist freilich, ob dieses Kokettieren mit dem „notwendigen Mord“ eine direkte Faszination durch die Gewalt ausdrückte oder ob sich damit die Dichter nicht eher von dem Vorwurf reinigen wollten, sentimental und weich zu sein.

Selbst wenn man nicht generell von einer Anziehungskraft der Gewalt auf die Intellektuellen reden kann, wird man doch von ihrer verbreiteten Billigung sprechen müssen. Sie erfolgte zumeist nach dem Motto: Wo gehobelt wird, fallen Späne. Besonders schockierend ist in diesem Zusammenhang der Bericht über eine Äußerung Beatrice Webbs, nachdem ihr eine englische Rußlandbesucherin von hungrigen Häftlingen in Viehwaggons erzählt hatte: „Sehr schlechte Regiearbeit ... Lächerlich, daß man Sie so etwas sehen ließ. Die Engländer sind immer so sentimental.“ Auf den Einwand der empörten Rußlandbesucherin, die Gefangenen seien in einem bedau-

¹⁸⁾ D. Cauter, a. a. O. (Anm. 15), S. 164.

¹⁹⁾ S. Spender, a. a. O. (Anm. 12), S. 15, 59; J. Rühle, Literatur und Revolution. Die Schriftsteller und der Kommunismus, München 1963, S. 410.

²⁰⁾ N. Mackenzie (Ed.), a. a. O. (Anm. 16), Bd. III, S. 420.

²¹⁾ Die Zitate bei J. Calder, *Chronicles of Conscience: A Study of George Orwell and Arthur Koestler*, London 1968, S. 127.

²²⁾ Zitiert bei D. Pike, *Deutsche Schriftsteller im Sowjetischen Exil, 1933—1945*, Frankfurt 1981, S. 239f. Vgl. zu dem Gesamtproblem ‚Stalin und die Intellektuellen‘ jetzt auch Bd. I: *Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch*, München 1983, und darin vor allem den Beitrag von H. Abosch, *Von der Volksfront zu den Moskauer Prozessen*, S. 27—44.

²³⁾ Zitiert bei J. Rühle, a. a. O. (Anm. 19), S. 302.

²⁴⁾ G. Watson, *Politics and Literature in Modern Britain*, London 1977, S. 56.

²⁵⁾ N. Wood, a. a. O. (Anm. 14), S. 110f.

ernswerten Zustand gewesen, erwiderte Beatrice Webb mit der üblichen Formel: „Ich weiß ..., aber man kann kein Omelett machen, ohne Eier zu zerschlagen.“²⁶⁾

Was die Perversion des Denkens kommunistischer oder sympathisierender Intellektueller anbetrifft, so war Orwell aus den Büchern seines Freundes Arthur Koestler, vor allem aus dessen 1940 veröffentlichten „Darkness at Noon“ bekannt, daß der Intellektuelle der Partei und ihrer jeweiligen Linie im äußersten Fall bis zur Selbstzerstörung, bis hin zur Opferung der eigenen Person folgen konnte. Der Selbstmanipulation, der selektiven Wahrnehmung und der Verdrängung waren keine Grenzen gesetzt. Jorge Semprún, einige Zeit führender spanischer Kommunist, hat noch in unseren Tagen in einer Orwell bestätigenden Beobachtung festgehalten: Kommunisten haben ein „selektives Gedächtnis. ... An manches erinnern sie sich, anderes vergessen sie. Wieder anderes verbannen sie aus ihrem Gedächtnis. Kommunistisches Gedächtnis ist im Grunde keins, denn es speichert die Vergangenheit nicht, sondern es zensiert sie. Das Gedächtnis kommunistischer Funktionäre funktioniert pragmatisch, auf die momentanen politischen Interessen und Ziele abgestimmt. Es ist kein historisches, kein Zeugengedächtnis, sondern ein ideologisches Gedächtnis.“²⁷⁾

Die selektive Wahrnehmung war in den dreißiger Jahren — zweifellos unter dem Druck des Faschismus und einer vermeintlichen Alternativlosigkeit — in bezug auf die Sowjetunion unter den linken Intellektuellen besonders intensiv entwickelt. Manès Sperber hat in seiner Autobiographie ihre wahrheitsfilternde und schizophrene Haltung anschaulich beschrieben: „dieses beschränkende, verschränkende Ineinander von Wissen und Nichtwissen, von Verzweiflung über die getäuschte Hoffnung und von Begeisterung für alles, was auch nur im entferntesten einer Erfüllung nahekommen könnte“²⁸⁾.

Selbst von der Kommunistischen Partei nicht angehörenden „Fellow-Travellers“ wurden kritische Bemerkungen über die Sowjetunion, wenn überhaupt, oft nur halbherzig und mit schlechtem Gewissen geäußert oder sogar mit dem Argument gerechtfertigt, daß durch sie

die Glaubwürdigkeit der positiven Bemerkungen erhöht werde. So schrieb Lion Feuchtwanger über sein Buch „Moskau 1937“: „Ich hoffe nur, man wird mir in der Sowjetunion nicht die paar kritischen Anmerkungen übelnehmen, die ich zu machen hatte, und ohne welche das Buch übrigens im Westen sicherlich ohne alle Wirkung bleiben würde.“ In dem Jahr, in dem Feuchtwanger in Rußland weilte, wurden sechs bis acht Millionen Menschen verhaftet, zwischen einer halben und einer Million Menschen erschossen, starben ungefähr zwei Millionen in den Lagern²⁹⁾.

Noch das Bündnis zwischen Nazi-Deutschland und Sowjet-Rußland fand, obwohl es besonders in England die meisten „Fellow-Travellers“ zum Bruch mit dem Kommunismus veranlaßte, seine dialektische Rechtfertigung. An die Argumente von seiten kommunistischer Intellektueller zugunsten des Hitler-Stalin-Paktes erinnert sich Jean Améry, ein anderer ehemaliger Kommunist, in seiner Autobiographie „Unmeisterliche Wanderjahre“: „Und wer da einzuwerfen wagte, es sei doch soeben ein Pakt geschlossen worden zwischen dem Vaterland aller Werktätigen ... und dem Nazireich, wer sich getraute, den Einwand vorzubringen, daß diese Allianz der Ribbentrop und Molotow nun auch nicht unbedingt als ein Weiterschritt hin zur materiellen Demokratie angesehen werden könne, dem wurde streng bedeutet, es wisse der große Mann im Kreml, was er tue, und kein Ende sei der dialektischen Wechselschritte ins Land der Freiheit. Man mußte nur verstehen, es sei, wenn Hitlers Truppen die Westfront aufrollten und schon vorrückten in die lieblichen Gärten der Loire, auch solches Ereignis List der Idee, Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit.“³⁰⁾

Orwells Mißtrauen und Abneigung gegenüber den Intellektuellen wurde schließlich noch dadurch verstärkt, daß nach der Niederlage Frankreichs ein beträchtlicher Teil der französischen Literaten mit den Deutschen und dem Vichy-Regime kollaborierte³¹⁾. „Viele Intellektuelle“, schrieb Orwell im Frühjahr 1942, „waren bereit überzulaufen.“ Er verwies auf Drieu la Rochelle und Céline als Bei-

²⁶⁾ Zitiert bei G. Watson, a. a. O. (Anm. 24), S. 52; vgl. auch N. Mackenzie (Ed.), a. a. O. (Anm. 16), Bd. III, S. 377f.

²⁷⁾ J. Semprún, Frederico Sánchez. Eine Autobiographie, 1981, S. 284.

²⁸⁾ M. Sperber, Die vergebliche Warnung, Wien 1975, S. 246.

²⁹⁾ D. Pike, a. a. O. (Anm. 22), S. 241; D. Caute, a. a. O. (Anm. 15), S. 107.

³⁰⁾ J. Améry, Unmeisterliche Wanderjahre, Stuttgart 1971, S. 68.

³¹⁾ Vgl. dazu jetzt G. Heller, In einem besetzten Land, NS-Kulturpolitik in Frankreich. Erinnerungen 1940—1944, Köln 1982.

spiele. Orwell bezeichnete den „Quisling-Intellektuellen“ als ein neues Phänomen, das in den letzten zwei Jahren erkennbar geworden sei, und glaubte, bei den Intellektuellen allgemein die Tendenz feststellen zu können, sich mit dem Faschismus zu arrangieren³²). Drieu la Rochelle, der von Orwell eigens erwähnt wurde, entsprach dabei dem Typ des von diesem angeprangerten machtorientierten Intellektuellen weitgehend. Er hatte sich einer Po-

litik der Stärke, oder genauer: dem Starken in der Politik, verschrieben und sympathisierte, als sich die deutsche Niederlage abzuzeichnen begann, mit dem Kommunismus³³), zu dem er sich schon früher hingezogen gefühlt hatte. Auch der von Orwell genannte Céline hatte mit Moskau kokettiert, bevor er sich mit seinem Antisemitismus den deutschen Okkupanten in die Arme warf und sie aufforderte, härter gegen die Juden vorzugehen³⁴).

III. Die Einseitigkeit von Orwells Urteil – Eine Anti-Kritik

Nach einer notwendigerweise sehr gerafften Darstellung von Beispielen und Äußerungen, die Orwells massive Vorwürfe gegen die Intellektuellen stützen und verständlich machen, ist eine kritische Überprüfung seiner Anklagen unumgänglich. Eine solche Kritik muß sich zunächst gegen die pauschale Art der Behauptungen und Vorwürfe richten.

Orwell spricht zumeist generalisierend von *der* Intelligentsia, von *den* Intellektuellen oder *den* Linksintellektuellen, ohne deutlich zu machen, wen er dazu rechnet und im einzelnen darunter versteht. Der von Orwell während des Krieges als Pazifist angegriffene Schriftsteller Alex Comfort sprach nicht zu Unrecht von Orwells „Intellektuellen-Jagd“. Dessen Verteidigung, er habe niemals „die Intellektuellen oder die Intelligentsia“ angegriffen, war sehr dürftig und entsprach nicht den Tatsachen³⁵).

Der in „The Lion and the Unicorn“ erhobene Vorwurf, die englische Intelligentsia habe ihre Meinungen aus Moskau bezogen, oder die in „Inside the Whale“ vertretene These von der Beherrschung des wichtigsten Teils englischer Literatur durch die Kommunisten sind in dieser allgemeinen Form nicht haltbar. Eine Untersuchung über den Kommunismus und die britischen Intellektuellen mit unmittelbarem Bezug auf die Behauptungen Orwells gelangt zu dem Ergebnis, daß die dreißiger Jahre in England und im englischen Kulturleben kein „rotes Jahrzehnt“ waren. Selbst

linke Presseorgane standen der Sowjetunion und dem Kommunismus nicht ganz so unkritisch gegenüber, wie Orwell glaubte. Der „New Statesman“ z. B. nahm gegenüber den Moskauer Prozessen eine skeptische oder ablehnende Haltung ein³⁶). Diese Prozesse ebenso wie die mit der sowjetischen „Hilfe“ verbundene, vor willkürlichen Verhaftungen, Folterungen und physischer Liquidierung nicht zurückschreckende Durchsetzung kommunistischer Machtansprüche in Spanien führten überdies zu einer Abkühlung in dem Verhältnis englischer Intellektueller zum Kommunismus. Sie förderten in den letzten beiden Jahren vor dem Krieg sogar eine Wiederbelebung der Ideen des Liberalismus. Für diese Zeit ist geradezu eine liberale Renaissance unter den Intellektuellen festgestellt worden, die besonders bei Stephen Spender erkennbar ist³⁷).

Ebenso problematisch wie das Fehlen der erforderlichen, mit diesen Bemerkungen nur anzudeutenden Differenzierungen ist die Behauptung Orwells, bei der Hinwendung der Intellektuellen zum Kommunismus und zur Sowjetunion seien nur Machtanbetung bzw. auf Rußland übertragener Ersatznationalismus und Heldenverehrung „in ihrer vulgärsten Form“ als Ursachen anzusehen³⁸). Diese These wird in ihrer pauschalen, uneingeschränkten Form nur dadurch erklärlich, daß Orwell an sich selber offenbar die mit positiven Ursachen zu erklärende Anziehungskraft des Kommunismus, der Sowjetunion und der Volksfrontparole nie erfahren hatte und deshalb überhaupt nur die von ihm angegebenen

³²) S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 2, S. 231. Eine positive Beurteilung der französischen Intellektuellen unter dem deutschen Besatzungsregime gibt Orwell dagegen in Bd. 3, S. 366.

³³) G. Heller, a. a. O. (Anm. 31), S. 72.

³⁴) J. Rühle, a. a. O. (Anm. 19), S. 303; L. Baier, Céline tel quel il est, in: ders., Französische Zustände, Frankfurt 1982, S. 220–229.

³⁵) S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 2, S. 259, 264.

³⁶) N. Wood, a. a. O. (Anm. 14), S. 74, 49.

³⁷) S. Hynes, The Auden Generation. Literature and Politics in England in the 1930s, New York 1977, S. 264, 301, 303, 306 ff., 315. Vgl. auch J. Rühle, a. a. O. (Anm. 19), S. 411.

³⁸) S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 2, S. 175.

negativen Beweggründe als Motive erkennen konnte.

Der Kommunistischen Partei stand Orwell nach seiner eigenen Aussage seit etwa 1935 „sehr feindlich“ gegenüber. In einem Brief vom Dezember 1938 erklärte er ausdrücklich: „Ich bin kein Marxist.“ Die ursprünglich auf den Sturz des Kapitalismus gerichtete kommunistische Bewegung in Westeuropa sah Orwell — wie aus seinem 1940 veröffentlichten Essay „Inside the Wahle“ hervorgeht — wegen des „Fehlens eines wirklichen revolutionären Empfindens“ in den Industrieländern zu einem Instrument der russischen Außenpolitik abgesunken. Die englische kommunistische Partei, urteilte er, werde von Leuten beherrscht, die sich geistig Rußland unterworfen hätten und die nur das Ziel verfolgten, „die britische Außenpolitik im russischen Interesse zu manipulieren“³⁹⁾.

Die Haltung Orwells gegenüber dem Sowjetregime in Rußland war seit den zwanziger Jahren, als er sich zum ersten Mal mit ihm beschäftigte, nach seinem eigenen Urteil im Jahre 1946 im wesentlichen unverändert negativ geblieben. Da er dem technischen und industriellen Fortschritt eher kühl gegenüberstand, wurde er auch von dem Enthusiasmus der sowjetischen Fünfjahrespläne in den dreißiger Jahren nicht mit fortgerissen; er hat vielmehr die Verquickung von Industrie- und Fortschrittsbegeisterung mit dem Sozialismus in „The Road to Wigan Pier“ ausdrücklich kri-

tisiert und als für diesen schädlich bezeichnet. Orwell hat sich nie für die Sowjetunion oder für irgendeine ihrer Leistungen begeistert, weshalb er auch niemals eine Desillusionierung erlebte⁴⁰⁾.

Wenn Orwell die Abkehr der Intellektuellen von der Wahrheit und ihre Hinwendung zum Sowjetkommunismus nur mit der Faszination der Macht, dem Hang zur Grausamkeit oder einem Ersatznationalismus erklären konnte, lag das schließlich auch daran, daß er selber nicht von der Volksfrontidee angezogen worden war. Er hatte die Parole eines Zusammengehens von Kommunisten, Sozialdemokraten und fortschrittlichen bürgerlichen Kräften gegen den Faschismus in Spanien als eine konterrevolutionäre Losung verurteilt, die den Verzicht auf die einzige wirksame antifaschistische Waffe — die Mobilisierung der Massen durch den Sozialismus — bedeutete. So verkannte Orwell die Faszination des Volksfrontgedankens bei den Intellektuellen oder konnte dahinter nur sinistre Motive erkennen. Was er für die Anziehungskraft von Macht und Grausamkeit hielt, war in Wahrheit zumeist die Anziehungskraft des für viele einzigen wirksamen Gegenmittels gegen die faschistische Gefahr — eine Faszination, die freilich so stark hypnotisierte und blendete, daß man nur allzu oft blind wurde gegenüber den Verbrechen des kommunistischen Partners und nicht erkannte, daß es sich hier um eine „falsche Alternative“ handelte⁴¹⁾.

IV. Der Verrat der Intellektuellen – Orwell und Benda

Trotz ihrer Einseitigkeit und Zuspitzung sowie mancher bedenklicher Übereinstimmungen mit der seit der Dreyfus-Affäre von der politischen Rechten geübten Intellektuellenschelte⁴²⁾ war Orwells Kritik an den Intellektuellen nicht von blankem Irrationalismus bestimmt. Er gehörte nicht zu der großen Zahl europäischer Intellektueller, die den Aufstand gegen den Geist predigten. Man wird vielmehr umgekehrt sagen dürfen, daß seine

Angriffe im Namen der Vernunft erfolgten und vor allem der Empörung darüber entsprangen, daß die Intellektuellen den besonderen Verpflichtungen des Intellekts sowie ihrer Stellung in der Gesellschaft untreu geworden waren und daß sie den Geist verraten hatten. Dafür glaubte er in ihrem Verhalten dem Faschismus und vor allem dem Sowjetkommunismus gegenüber genügend Beweise zu erblicken. Die Intellektuellen, klagte Orwell 1946 unter dem Eindruck des allgemeinen Schweigens angesichts der Unterdrückung und Verfolgung in der Sowjetunion in seinem Aufsatz „The Prevention of Literature“, seien zu Verrätern an der Sache der Geistesfreiheit geworden. Sie, denen die Freiheit am meisten bedeuten müßte, seien nunmehr ihre erklärten Feinde. „Der direkte, bewußte An-

³⁹⁾ Ebd., Bd. 1, S. 347, 404, 562.

⁴⁰⁾ A. Zwerdling, *Orwell and the Left*, New Haven 1978, S. 49.

⁴¹⁾ Der Begriff bei M. Sperber, *Nur eine Brücke zwischen Gestern und Morgen*, München 1982, S. 44 u. passim.

⁴²⁾ Vgl. dazu D. Bering, *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes*, Frankfurt 1982.

griff auf die intellektuelle Redlichkeit kommt von den Intellektuellen selber.“⁴³⁾

Ebenso scharf wie die Preisgabe von Vernunft und Freiheit durch die Intellektuellen geißelte Orwell die Preisgabe der Moral. In einem scharfen Angriff auf den kommunistischen Naturwissenschaftler J.D. Bernal kritisierte er die Anpassung der Moral an die politische Zweckmäßigkeit, die Unterordnung des Gewissens unter die Gebote des historischen Fortschritts oder das, was man dafür halte. Letztlich laufe der moralische Relativismus für Bernal und seinesgleichen auf den Grundsatz hinaus, daß alles gut sei, was den Zielen der russischen Außenpolitik nütze. Demgegenüber verteidigte Orwell moralische und geistige Werte, die er als „liberal values“ bezeichnete — wobei er das Wort ‚liberal‘ in seiner alten Bedeutung von freiheitsliebend verstanden wissen wollte. Ziel sei es vor allem anderen, „die Freiheit des Denkens und der Rede zu verteidigen, die in den vergangenen vierhundert Jahren so leidvoll errungen wurde“. Es gehe um die Verteidigung „einer Vorstellung von Gut und Böse und der intellektuellen Anständigkeit, die in den vergangenen Jahrhunderten für allen möglichen Fortschritt verantwortlich war und ohne die überhaupt das Fortbestehen zivilisierten Lebens keineswegs sicher ist“⁴⁴⁾.

Wenn Orwell gegen die Intellektuellen den Vorwurf erhob, sie seien ihrer eigentlichen Aufgabe untreu geworden, kritische Vernunft zu üben und überzeitliche, jenseits von Opportunität und partikularen Interessen liegende Werte zu vertreten, so berührte er sich darin sehr eng mit den Anklagen des französischen Liberalen Julien Benda, die dieser in dem 1927 erschienenen Buch „La Trahison des Clercs“ vertreten hatte. Orwell hat Bendas Buch mit großer Wahrscheinlichkeit gelesen und war offensichtlich von ihm beeinflusst. Auf seine Kenntnis des Buches deutet nicht zuletzt eine kleine Episode hin — Benda zitiert Michelets Bericht über die Unbedeutendes festhaltende Erinnerung eines alten Mannes an die Französische Revolution —, die in abgewandelter Form in „1984“ wieder auftaucht.

⁴³⁾ S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 4, S. 93.

⁴⁴⁾ Ebd., Bd. 4, S. 185—192.

Benda hatte eine bis dahin nie gekannte Verbreitung der politischen Leidenschaften und eine „geistige Organisation der politischen Haßgefühle“ konstatiert. Sie waren nach seiner Darstellung nur möglich, weil die „clerics“ — also alle diejenigen, die sich mit der Kunst, der Wissenschaft oder der Metaphysik befaßten und deren „Reich nicht von dieser Welt“ hätte sein sollen — ihrem eigentlichen Beruf untreu geworden waren und sich mit dem Nationalismus verbunden hatten, anstatt allein der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu dienen. An die Stelle eines umfassenden Humanismus und einer allgemein verbindlichen Universal-moral sei, von Deutschland ausgehend, aber inzwischen auch auf andere Länder übergreifend, bei den Intellektuellen der nationale Egoismus, die „Erhöhung des Partikularismus“ und eine „Spezialmoral“ getreten. Der Moralismus danke ab zugunsten des „Realismus“, die Moral werde rücksichtslos der Politik untergeordnet; der Intellektuelle predige Unmenschlichkeit und Härte, er huldige einer „Religion der Grausamkeit“ und einer „Religion des Erfolges“. Die Intellektuellen seien unterwerfungs- und disziplinsüchtig; sie folgten dem Bestreben, zu einer „starken Gruppe (un groupement fort)“ zu gehören⁴⁵⁾.

Selbst eine stichwortartige Rekonstruktion der Gedanken Bendas macht deutlich, wie eng die Übereinstimmung zwischen seinen und Orwells Ansichten war. Zwar hatte Benda noch im wesentlichen den Nationalismus als Verführer der Intellektuellen vor Augen, aber alle Vorwürfe Orwells hinsichtlich des Verrats der Intellektuellen sind bereits bei ihm zu finden. Außerdem war auch für Orwell die Hinneigung zum Sowjetkommunismus wie überhaupt jede Form eines die universale Vernunft und Moral in Frage stellenden Partikularismus letztlich „nationalistisch“⁴⁶⁾.

⁴⁵⁾ J. Benda, *La Trahison des Clercs*, Neudr. Paris 1965, S. 11, 29, 39f., 50, 80ff., 93, 120f., 122ff., 202. Es entbehrt nicht der Ironie, daß ausgerechnet Benda in den dreißiger Jahren zu einem bedingungslosen Gefolgsmann der kommunistischen Parteilinie wurde und noch in hohem Alter gegen die Angeklagten im Rajk-Prozeß Stellung bezog. Vgl. dazu M. Sperber, a. a. O. (Anm. 41), S. 34f.

⁴⁶⁾ Vgl. dazu vor allem Orwells im Mai 1945 geschriebenen Beitrag *Notes on Nationalism*, in: S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 3, bes. S. 411f.

V. „Common Man“ und „Common Decency“. Die substantielle Humanität der einfachen Leute

Dem Typus des Intellektuellen mit seiner Anfälligkeit für die Macht und für totalitäre Ideologien stellte Orwell den einfachen Mann in seiner schlichten Anständigkeit und mit seinem „common sense“ gegenüber, wobei den negativen Übertreibungen auf der einen Seite eine gewisse Verklärung auf der anderen Seite entsprach.

Den „wahren Glauben“, in seiner reinen Form und bis zu den absurdesten Konsequenzen getrieben, finde man — so hatte Orwell bereits in „The Road to Wigan Pier“ sowohl in bezug auf den Katholizismus als auch den Kommunismus geurteilt — nie bei wirklichen Proletariern, sondern nur bei den sogenannten ‚gebildeten‘ Leuten. Der Arbeiter bewahre sich seinen gesunden Menschenverstand und seinen Sinn für Proportionen⁴⁷⁾. „Der einfache Mann“, heißt es dann in dem 1939 geschriebenen großen Essay über Dickens, „lebt noch in der geistigen Welt von Dickens, während nahezu jeder moderne Intellektuelle zu irgendeiner Form von Totalitarismus übergelaufen ist.“ In diesem Aufsatz entwickelte Orwell zum ersten Mal seine Auffassung von der „native decency of the common man“, der angeborenen Anständigkeit des einfachen Mannes, der noch immer die Empfindungen teile, die aus den Romanen von Dickens sprechen. Er sympathisierte mit dem Zukurzgekommenen (dem „underdog“), mit dem Schwachen gegen den Starken. Die gewöhnlichen Leute hätten sich geistig noch nicht „in der Welt des ‚Realismus‘ und der Machtpolitik“ eingerichtet; die englische Arbeiterklasse lebe noch in den von Dickens vertretenen ‚bürgerlichen Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts⁴⁸⁾. In „The Lion and the Unicorn“ wiederholte Orwell: „Die Machtanbetung, welche die neue Religion Europas ist und welche die englische Intelligentsia angesteckt hat, hat die einfachen Leute nie berührt.“⁴⁹⁾

Mit seinem Glauben an die „common decency“ des einfachen Mannes stand Orwell in einer bestimmten englischen Tradition, wobei er lediglich den Aristokraten gegen den Intellektuellen austauschte. Bereits Edward Lytton Bulwer vertrat in seinem Buch „England and the English“ aus dem Jahre 1832 — in

dem sich überhaupt manche Vorwegnahme von Orwells Porträt des englischen Nationalcharakters findet — die Ansicht, daß die breite Masse des englischen Volkes im Unterschied zur Aristokratie Mitgefühl mit den Schwachen und Unterdrückten, Anständigkeit und Humanität zeige, gleichsam das Herz auf dem rechten Fleck habe⁵⁰⁾. In Orwells Überzeugung schwingt auch noch der Glaube an den „moralischen Adel der Massen“ nach, zu dem sich Gladstone bekannte, als er sich bei seiner ethisch inspirierten Politik von dem größten Teil der Aristokratie und der reichen Bourgeoisie im Stich gelassen sah. Obwohl „Tugend von ausgezeichneter Qualität auch bei einzelnen Individuen der Oberschichten zu finden“ sei, urteilte Gladstone 1876, „ist sie doch in großem Umfang vor allem bei den Massen zu finden“⁵¹⁾. Die Vorstellung der moralischen Überlegenheit der arbeitenden Klassen war von den englischen Liberalen damals immer wieder hervorgehoben worden und hatte ihre Bemühungen um eine Demokratisierung des Wahlrechts in den 1870er und 1880er Jahren bestimmt⁵²⁾. Orwell sah, wie manche Liberale des 19. Jahrhunderts, wesentliche bürgerliche Tugenden in der Arbeiterschaft am besten aufgehoben. Nicht nur die Gemütlichkeit des Familienlebens und die Festigkeit der Familienbeziehungen, sondern auch die feste Verankerung christlich-humaner Normen gehörte zu seinem Bild von der Arbeiterklasse. In bezug auf den zuletzt genannten Punkt spricht er es deutlich aus durch den Satz: „In moralischen Dingen sind es die Proletarier, die bürgerlich sind.“⁵³⁾

„Decency“ stand im Zentrum des Orwellschen Wertsystems. Dieser von Orwell immer wieder benutzte Begriff wurde von ihm nicht definiert, oft nicht einmal näher umschrieben oder erläutert, und ist irritierend vage. Er ist jedoch keine Platitüde oder bloße Floskel. Auf ihn trifft zu, was man allgemein über Orwells

⁵⁰⁾ E. L. Bulwer, *England and the English*, Neudr. Chicago 1970, S. 41ff., 89, 122f., 193.

⁵¹⁾ D. Schreuder, *Gladstone and the Conscience of the State*, in: P. Marsh (Ed.), *The Conscience of the Victorian State*, New York 1979, S. 122, 124ff.

⁵²⁾ I. Bradley, *The Optimists. Themes and Personalities in Victorian Liberalism*, London 1980, S. 150, 164f.

⁵³⁾ S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 3, S. 22.

⁴⁷⁾ G. Orwell, a. a. O. (Anm. 6), S. 155f.

⁴⁸⁾ S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 1, S. 503.

⁴⁹⁾ Ebd., Bd. 2, S. 78.

politische Ansichten gesagt hat: Sie seien zwar sehr unbestimmt, aber zumeist von großer Intensität gewesen. „Common decency“, für die Orwell so leidenschaftlich eintrat, bedeutete für ihn etwas höchst Vielfältiges. Zu den wichtigsten Bedeutungsinhalten gehörten die Abneigung gegen Grausamkeit, Brutalität und Niedertracht, das Mitgefühl mit dem Schwachen und Zukurzgekommenen, Fairneß auch gegenüber einem besiegten Gegner und Opferbereitschaft im Kampf gegen das Böse. „Common decency“ war für ihn, wie man zu Recht gesagt hat, ein „Maßstab für Zivilisation“ (Kalechofsky).

Die Intellektuellen hatten sich nach Orwells Auffassung von diesem Maßstab abgewandt und seine gesellschaftliche Notwendigkeit aus dem Blick verloren. Was ihn an der modernen Intelligentsia erschreckte, schrieb er im April 1940 in einem Brief, sei ihre Unfähigkeit zu erkennen, daß jede menschliche Gesellschaft auf „common decency“ gegründet sein müsse. Diese schlichte Anständigkeit sei notwendig, und ohne sie könne sich kein wirklicher Fortschritt im menschlichen Dasein vollziehen⁵⁴).

Orwells große Hoffnung für die Zukunft bestand darin, daß die einfachen Leute sich von ihrem Moralkodex noch nicht getrennt hatten. Er schrieb: „Ich habe z. B. niemals einen wirklichen Arbeiter getroffen, der den Marxismus angenommen hat. Ich habe niemals die geringste Furcht vor einer Diktatur des Proletariats gehabt, wenn es sie geben könnte, und gewisse Dinge, die ich in Spanien sah, haben mich darin bestärkt. Aber ich gebe zu, einen absoluten Horror vor einer Diktatur der Theoretiker zu haben, wie sie in Rußland und Deutschland besteht.“⁵⁵) Diese Äußerung Orwells — die im übrigen deutlich macht, daß er die Rolle der Intellektuellen im Dritten Reich und in der Sowjetunion maßlos überschätzte, womit sicher zum Teil auch die Schärfe seiner Kritik erklärt werden kann — läßt die Bedeutung seines Spanienerlebnisses auch in diesem Punkt hervortreten. Der Dienst in der POUM-Miliz stärkte Orwells Vertrauen in die Anständigkeit des einfachen Mannes, während die Intrigen und Machtkämpfe unter Parteiführern und Intellektuellen hinter der Front ihn in der Abneigung gegen die Intelligentsia bestärkte und seine Ansicht untermauerte, daß es ihnen nur um Macht gehe.

Wenn „decency“ unter den einfachen Leuten verbreitet war und sie sich im Gegensatz zu den Intellektuellen gegenüber der Verführung des Totalitarismus resistent erwiesen, lag das nach Orwell nicht zuletzt an ihrem fehlenden Machthunger. Das Streben nach Macht und die Faszination durch die Macht sind von ihm immer wieder als Merkmale der Intelligentsia herausgestellt worden. Der einfache Mann zeichnete sich dagegen in Orwells Sicht durch die Begrenztheit und Bescheidenheit seiner Ziele aus. In seinem im Herbst 1942 geschriebenen Aufsatz „Looking Back on the Spanish War“ heißt es: „Was der Arbeiter verlangt, ist etwas, was andere (die ihn für seinen ‚Materialismus‘ kritisieren, d. Verf.) als das unverzichtbare Minimum betrachten würden, ohne das menschliches Leben überhaupt nicht gelebt werden kann. Genug zu essen, Freiheit von dem alptraumhaften Schrecken der Arbeitslosigkeit, das Wissen, daß die eigenen Kinder eine faire Chance bekommen werden, einmal am Tag ein Bad, genügend oft frische Wäsche, ein Dach, das kein Wasser durchläßt, und eine Arbeitszeit, die so kurz ist, daß nach dem Arbeitstag noch etwas Energie übrigbleibt“⁵⁶). Hier wird das, was Lassalle einmal als die verdammte Bedürfnislosigkeit der Massen bezeichnet hat, durchaus billigend angeführt, wobei ganz offensichtlich Orwells Puritanismus diese positive Bewertung von Lebensbescheidenheit mit beeinflußt hat.

Ein weiterer Grund für die „decency“ der einfachen Menschen lag nach Orwell in ihrer mangelnden Intellektualität und der tiefen Verwurzelung ihrer Werthaltungen. Die große Mehrheit der einfachen Leute war ihm zufolge den von einer klaren moralischen Position und dem gesunden Menschenverstand wegführenden Sophistereien der Intellektuellen überhaupt nicht zugänglich. Der „common man“ hat keinen Umgang mit abstrakten Begriffen, die für den Intellektuellen die Preisgabe moralischer Prinzipien so oft rechtfertigen und ihn den konkreten Menschen für das Abstraktum Menschheit oder den Proletarier für *das* Proletariat bedenkenlos opfern lassen. Es scheint gelegentlich, als sei für Orwell der Übergang vom Konkreten zum Abstrakten, als sei die Verselbständigung des Denkens der eigentliche Sündenfall des Intellektuellen, aus dem alles andere folgt.

Abstraktes Denken barg, wie Orwell besonders durch seine Erfahrung mit Kommunisten

⁵⁴) Ebd., Bd. 1, S. 582f.

⁵⁵) Ebd., Bd. 1, S. 583.

⁵⁶) Ebd., Bd. 2, S. 304.

und „Fellow-Travellers“ gelernt hatte, die Gefahr in sich, auch von menschlichen Leiden zu abstrahieren. Die unter Kommunisten bei Zweifeln an der Parteilinie übliche Aufforderung: „Genosse, das mußt Du dialektisch sehen“, konnte zur Verdrehung der einfachsten Tatsachen führen. Für ein Denken, das sich vom Konkreten entfernte und in die Bahnen der Ideologie begab, gab es nach Orwell letztlich keine Absurditäten und Perversionen, die es nicht schließlich erreichen konnte. Die Intellektuellen waren der Realität so entfremdet und hatten sich so sehr ihrem ideologischen Denken überlassen, daß sie absurde Behauptungen aufstellen konnten, die andere niemals äußern würden. Nur ein Intellektueller, meinte Orwell, könne z. B. die Ansicht vertreten, die amerikanischen Truppen in England während des Zweiten Weltkriegs seien dort stationiert, um eine englische Revolution niederzuschlagen, nicht aber um gegen die Deutschen zu kämpfen.

Der negativen Bewertung des Abstrakten entsprach bei Orwell eine Hochschätzung des Konkreten. Die Intellektuellen lebten nach seiner Darstellung in einer Welt der Abstraktionen und hatten sich dadurch einer wichtigen Voraussetzung und Sicherung ihrer Menschlichkeit begeben. Was andererseits den „common man“ gegen die Gefahren schützte, denen der Intellektuelle ausgesetzt war, war seine Verwurzelung im Konkreten, die ein weiteres wesentliches Element seiner „decency“ darstellte. Orwell hat dem Bezug zum Konkreten stets einen außerordentlichen großen Wert für die Erhaltung einer humanen und lebenswerten Gesellschaft beigemessen. Er nahm, wie George Woodcock betont, stets ein intensives Interesse „an den konkreten Aspekten des Lebens“⁵⁷⁾.

Ein gutes Beispiel für Orwells Hang zum Konkreten und Anschaulichen ist seine Verteidigung des englischen Maßsystems gegenüber dem metrischen System mit dem Argument, daß man sich etwas darunter vorstellen könne, wenn jemand fünf oder sechs Fuß groß sei, während die kontinentale Angabe in Metern und Zentimetern kein anschauliches Bild ergebe. Ebenso verhalte es sich mit anderen traditionellen englischen Maßeinheiten wie „Rod“, „Acre“ oder „Stone“, die etwas Konkretes vermittelten und ohne welche die englische Sprache ärmer wäre⁵⁸⁾. Seine Abneigung

gegen das Abstrakte und Artifizielle, seine Überzeugung von der größeren Menschlichkeit des Konkreten, des Erfahr- und Vorstellbaren kommen — wie möglicherweise auch ein uneingestandener Patriotismus — in diesen Überlegungen vortrefflich zum Ausdruck.

Es gehörte zu Orwells Grundannahmen, die seine Abneigung gegen realitätsferne, abstraktionssüchtige Intellektuelle erklärlich macht, daß die Wahrheit im Detail, im Konkreten liegt, daß die Lüge oder die Möglichkeit zur Lüge mit der Entfernung von ihm wächst. In seinen eigenen publizistischen Arbeiten, vor allem in den kurzen Artikeln, die er unter der Überschrift „As I Please“ für die „Tribune“ schrieb, wurde dieser Grundsatz von ihm in überaus wirkungsvoller Weise beachtet. Bereits im Jahre 1936 hatte er in einer Rezension von Henry Millers „Black Spring“ festgestellt, „daß das geschriebene Wort seine Kraft verliert, wenn es sich zu weit entfernt oder vielmehr zu lange entfernt bleibt von der Welt, wo zwei und zwei vier ergibt“⁵⁹⁾. Dieses Zitat ist nicht zuletzt auch deshalb wichtig, weil es schon zu diesem Zeitpunkt die Bedeutung der dann in „1984“ so zentralen mathematischen Wahrheitsformel $2 + 2 = 4$ für Orwell erkennen läßt.

Orwell schätzte das, was man sehr treffend als die „Konkretheit des englischen Lebens“ bezeichnet hat⁶⁰⁾. Ihr war in seinen Augen der „common man“ am stärksten verhaftet. Auch die einfachen Genüsse, die dieser bevorzugte, schienen ihm irgendwie eine Garantie gegen die totalitäre Verführung zu bieten. Letztlich glaubte er wohl, daß die „decency“ der einfachen Leute mit ihrer Lebensbejahung zusammenhing, während umgekehrt die Neigung der Intelligentsia zu Macht und Brutalität sich nicht nur aus ihrer Entfernung vom Konkreten, sondern auch ihrem damit zusammenhängenden Mangel an kreatürlicher Lebensfreude herleitete. Es war dieser Mangel, der sie dazu veranlaßte, die Macht zu suchen und lustvoll zu besetzen.

Orwell selber hatte eine Vorliebe für einfache, volkstümliche Lebensgenüsse. Liebevoll beschreibt er z. B. die richtige Zubereitung des Tees, den er sehr stark und oft nach proletarischer Manier aus der Untertasse trank. Die frugalen Mahlzeiten, die man in seinem Wunschbild eines Pub mit dem zauberhaften

⁵⁷⁾ G. Woodcock, *The Crystal Spirit: A Study of George Orwell*, London 1967, S. 36.

⁵⁸⁾ S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 4, S. 351f.

⁵⁹⁾ Ebd., Bd. 1, S. 261.

⁶⁰⁾ I. Berlin, *Personal Impressions*, Oxford 1982, S. 54.

Namen „The Moon under the Water“ zu sich nehmen konnte — einfache Leberwurstsandwiches oder ein „good solid lunch“ mit Fleisch und zweierlei Arten von Gemüse —, werden von Orwell mit erkennbarer Freude an der schlichten Gediegenheit der Gerichte geschildert. Ebenso sehnsüchtig-liebevoll schildert er die Aufmerksamkeit, die man in diesem imaginären Pub den Gefäßen widmete, aus denen die Gäste das Bier, „a soft creamy sort of stout“, tranken⁶¹). Insgesamt ergibt sich der Eindruck, daß Orwell Lebenskultur auf einfacher, allgemein zugänglicher Grundlage schätzte, daß er die Kultivierung und Individualisierung des Alltäglichen durch die Beachtung des Details erstrebte. Die Standardisierung und der Geschmacksverlust, die Massenherstellung und Massenkonsum mit sich brachten, waren ihm verhaßt.

Orwells Ablehnung des abstrakten Denkens ebenso wie seine Ablehnung standardisierter Gebrauchsgüter und künstlicher oder ver-

fälschter Lebensmittel standen miteinander im Zusammenhang und konstituieren seine Zurückweisung einer Modernität, die ihn mit Schrecken erfüllte. Verurteilt wurden von ihm Entwicklungen, die von der natürlich-konkreten Gegenständlichkeit und Gediegenheit wegführen. In dem einen Fall handelte es sich um die Verselbständigung des Denkens, die Loslösung vom konkret Beobachtbaren und Erfahrbaren mit den dadurch gegebenen Möglichkeiten der Manipulation und Selbstmanipulation. In dem anderen Fall ging es um die Verselbständigung der Produktion, die Loslösung von der Natur und ihre Verfälschung in alle möglichen Formen von Surrogaten. Das Ergebnis waren im ersten Fall Ideologien, unter denen z. B. der Kommunismus nur eine vulgäre Form von Ersatzpatriotismus und Ersatzreligion darstellte, im zweiten Fall Ersatzprodukte wie das entsetzliche, nach Fisch schmeckende Würstchen, in das George Bowling in dem Roman „Coming Up For Air“ beißt.

VI. Die Polarisierung von Geist und Leben – Ein Ausblick auf „1984“

Obwohl Orwell den Intellektuellen in erster Linie vorwarf, sie seien ihrer Verpflichtung zum kritischen Denken untreu geworden, nahm sein Intellektuellenhaß gelegentlich die Form einer Abneigung oder eines Mißtrauens gegen das Denken schlechthin an. Dieses Mißtrauen war jedoch, wie man sogleich hinzufügen muß, vor allem durch Orwells Überzeugung bedingt, ein hypertropher Intellektualismus führe nicht nur vom Moralkodex, sondern auch von der Vernunft weg und kehre sich gegen sie. So wie die Sittlichkeit ihm besser geschützt und zuverlässiger zu sein schien, wenn sie sich wie bei der Arbeiterklasse von der offiziellen Religion abgelöst hatte, so schien ihm auch der gesunde Menschenverstand besser geschützt und zuverlässiger, wenn er sich vom Intellekt trennte. Der sich durch geringere Komplexität auszeichnende nichtintellektuelle „common sense“ war in Orwells Augen fester verwurzelt, unbeirrbarer, weniger verführbar und stärker auf „decency“ bezogen als der Intellektualismus. Die beschränkte Reichweite des gesunden Menschenverstandes erleichterte spontane, von schlichter Anständigkeit diktierte Handlungen und moralische Sicherheit, wäh-

rend der mit den Fern- und Nebenwirkungen des Handelns sowie der Dialektik des Geschichtsprozesses rechnende Intellekt moralisch orientierungslos machte und für Manipulationen jeder Art offen war. Daß er bestimmte Dinge nicht sah, die ferner liegenden Folgen des Handelns nicht in Betracht zog und keine schlechte Mittel rechtfertigende politische Langzeitstrategie verfolgte, machte es für den vom „common sense“ bestimmten einfachen Mann leichter, das Gute, Richtige und Selbstverständliche zu tun.

Orwell, der seine eigene Konversion zum Patriotismus ungeniert mit einem Traum in Verbindung brachte — was die von ihm kritisierten Linksintellektuellen kaum getan hätten —, beschwor angesichts der Bedrohung Englands durch Hitler-Deutschland in den Jahren 1940/41 und der vermeintlichen Unzuverlässigkeit der Intellektuellen die von seiner Seite der Arbeiterschaft und überhaupt den einfachen Leuten zugeschriebene instinktive Zuverlässigkeit. Die nationale Gefahr löste bei ihm den Reflex aus, auf das Unbewußte und Halbbewußte, auf die Tradition und die überkommenen Werte der eigenen Kultur zu bauen, die sich ihm als um so stärker und unangreifbarer darstellten, je mehr sie internalisiert und der Ratio entrückt waren. Das Instinktive und Selbstverständli-

⁶¹) S. Orwell/I. Angus (Eds.), a. a. O. (Anm. 1), Bd. 3, S. 58—65.

che wurde zur letzten und eigentlichen Schutzwehr. Der schlichte Wunsch des einfachen Engländers, nicht von Fremden regiert zu werden, erschien als Hauptwaffe im Kampf gegen Hitler. Dies nicht etwa deshalb, weil die Masse der Bevölkerung bedauerlicherweise zu wenig aufgeklärt war, um etwas anderes als einen instinktiven Patriotismus gegen Deutschland aufzubringen; Orwell billigte vielmehr die unreflektierte Reaktion, da sie ihm letztlich als die verlässlichste Waffe erschien. Ein reflektierter, ‚rationaler‘ Antifaschismus war, weil den aufweichenden Wirkungen einer defätistischen Lagebeurteilung, den Gefahren einer dialektischen Kasuistik und der Plausibilität eines Arrangements mit dem Sieger ausgesetzt — von der Verführbarkeit der Intellektuellen durch die Macht ganz zu schweigen —, nach Orwell zu unsicher. Sicher war nur das, was in so tiefen Schichten der Persönlichkeit angesiedelt war, daß es kaum erschüttert werden konnte. Orwell setzte in der konkreten Situation der Jahre 1940/41 ebenso wie dann später in „1984“ seine Erwartungen auf das Tradierte, Verwurzelte und Unreflektierte sowie auf diejenigen Schichten, die es am stärksten verkörperten.

John Wain hat die Bedeutung des *Vegetativen* als Gegengewicht zum *Totalitären* in bezug auf Orwells Haltung gegenüber der Arbeiterschaft aufgewiesen. Der Arbeiter sei für Orwell „wie eine Pflanze, und die Pflanze ist ‚blind und dumm‘. Aber diese Blindheit und Dummheit stellt das letzte Bollwerk menschlicher Freiheit dar. Es ist eine für Orwell charakteristische Position: grimmig, realistisch, sogar düster.“⁶² Es ist, so darf man hinzufügen, auch eine zutiefst konservative Position. Das Vertrauen auf das Unreflektierte, Vegetative als Gegenkraft gegen die Perversionen des Intellekts und die Intellektuellen ist, selbst wenn es sich wie in „1984“ auf die „Proles“ richtet, Bestandteil des Konservatismus. Nicht nur manche Sprachbilder und Vergleiche Orwells sind konservativ, sondern ebenso auch seine positive Beurteilung von „unthinking virtues“ (Trilling), von unbewußten Hervorbringungen der Kultur, eines von den Verführungen der Ideologien nicht erreichbaren traditionellen Grundbestands unreflektierter Werte. Orwells Anti-Utopie „1984“ berührt sich sogar in auffälliger Weise mit der Kritik Edmund Burkes an der Französischen Revolution. Orwell wie Burke verweisen auf die Ge-

fahren eines durch die Hemmungen der Tradition nicht mehr gezügelten, sich verselbständigenden Denkens. Der von Intellektuellen beherrschten Gesellschaft in „1984“ fehlt nicht nur der Respekt vor der Wahrheit und der Menschenwürde, sondern auch der Respekt vor der Vergangenheit und den gegebenen Bedingungen. Es fehlt ihr der mäßigende und humanisierende Einfluß einer autonomen Wirklichkeit. Ein sich absolut setzendes, willkürlich über die Geschichte und die Realität verfügendes Denken erkennt keine „Handlungsgrundlagen“ (N. Luhmann) und keine „Anknüpfungsgrößen“ (O. Marquard) mehr an.

Gewinnt man häufig den Eindruck, Orwell richte seine Hoffnungen auf die Arbeiterschaft und den einfachen Mann, gerade weil sie so wenig denken und ihr Denken eine geringere Reichweite besitzt, so ist doch andererseits bereits in der Kriegszeit ein kritischer Unterton in bezug auf deren politische Apathie und mangelnde geistige Konsistenz nicht zu überhören. In „Animal Farm“ und „1984“ tritt diese kritische Komponente stärker hervor. Die Darstellung der meisten Tiere, besonders aber Boxers, in der Tierfabel und die der Proles in der Anti-Utopie zeigt zwar, daß Orwell an seinem Gedanken von der „native decency“ der Nichtprivilegierten festhält und in ihnen die moralische Grundsubstanz einer besseren Gesellschaft verkörpert sieht. „Wenn es Hoffnung gibt,“ heißt es in „1984“, „liegt sie bei den Proles.“ Anständigkeit reicht jedoch nicht aus. Die pessimistische Perspektive der beiden Bücher ergibt sich in erster Linie daraus, daß Orwell die Denkfähigkeit und Urteilskraft der moralisch integren Gruppen für äußerst gering erachtet. Die gutmütig-selbstlose Beschränktheit Boxers und die vegetative Existenz der Proles bieten keine Grundlage für Kritik und gedankliche Transzendierung eines Unterdrückungssystems. Sie enthalten keine Ansatzpunkte zur Überwindung der Herrschaft von machthungrigen Intellektuellen, als die sich das Regime der Schweine in „Animal Farm“ ebenso wie das der Inneren Partei in „1984“ letztlich erweist.

Unter dem Aspekt des für Orwell so allgemein wichtigen Themas ‚Intellektuelle und Volk‘ läßt sich das von ihm in „1984“ dargestellte System als eine Gesellschaft begreifen, in der die Polarisierung zwischen beiden radikal vollzogen wurde. „1984“ ist, wie man zu Recht gesagt hat, in vieler Hinsicht ein Buch über Intellektuelle und läßt sich ohne Kenntnis der vorangegangenen Intellektuellenkri-

⁶²) J. Wain, George Orwell (I), in: ders., Essays on Literature and Ideas, London 1963, S. 184.

tik Orwells kaum wirklich verstehen⁶³). Das von Orwell stets beargwöhnte Denken der Intellektuellen hat sich unter dem „Ingsoc“ vollends verselbständigt und pervertiert. Es hat sich von jeglicher moralischer Verankerung losgerissen, jeden Bezug zu Vernunft und Wahrheit verloren und ist zu einer Form von opportunistischer, den jeweiligen politischen Bedürfnissen angepaßter, selbstgesteuerter Schizophrenie geworden. Die Intellektuellen, denen Orwell schon seit langem Machthunger zugeschrieben hatte, haben sich in diesem Buch gänzlich der Macht und einer Art von Ordnungsfanatismus oder quasi ästhetischem

⁶³) W. Steinhoff, *George Orwell and the Origins of 1984*, Ann Arbor 1975, S. 57 ff.

Perfektionismus verschrieben, für die jede Abweichung als „Fehler im Muster“ auszumerzen ist. Für die Mitglieder der Partei sind Sexualität und Gefühle außerhalb der vom Regime verordneten Haßminuten verpönt. Auf der anderen Seite stehen die Proles, die nur noch Körperlichkeit sind — die leben, fühlen, zeugen und gebären. Beim Anblick einer Proletenfrau, die Wäsche aufhängt, konstatiert Winston Smith: „Die Frau da unten hatte keinen Verstand, sie hatte nur noch starke Arme, ein warmes Herz und einen fruchtbaren Bauch.“ Was „1984“ so hoffnungslos macht, ist nicht zuletzt die völlige Trennung von Geist und Leben, denen es jeweils an der humanisierenden Kraft ihres Gegenpols fehlt.

Science Fiction — Denken in Modellen

Utopie, Zukunftsliteratur, Science Fiction — drei Begriffe, die sich mehrfach überschneiden, sich aber auch in wesentlichen Punkten unterscheiden. Gemeinsam sind ihre Wurzeln: der Hang, über künftige Entwicklungen nachzudenken, über Chancen und Gefahren des Fortschritts, aus der Überfülle des sich anbietenden Stoffes eine fesselnde Lektüre zu formen. Es ist, in moderner Sprache ausgedrückt, das Denken in Modellen, das hier im Vordergrund steht. Modelle im Sinn der Kybernetik: Postulat einer spannungsgeladenen Ausgangssituation, logische Analyse der Konsequenzen bis hin zu irgendeinem Endzustand — Katastrophe oder Glückseligkeit. Interessant in diesem Zusammenhang ist eine längst in die Praxis gesellschaftlich-zukunftsgerichteter Forschung eingeführte Methode: die Simulation. Im Gegensatz zu abstrakt-allgemeingültigen Formeln, die integrale Erscheinungen und Wirkungen beschreiben, zielt man auf den Spezialfall, exerziert die Prozesse an herausgegriffenen Einzelfällen beispielhaft durch. Das ist Science Fiction im besten Sinn des Wortes — aus der Verbindung zwischen Wissenschaft/Technik und Phantasie/Spekulation entstanden. Die Ausgangssituation ist beliebig, allerdings mit einer auf den Zweck des Versuchs bezogenen Einschränkung; das Spektrum der Möglichkeiten reicht von einer wirklichkeitsnahen Basis mit dem Ziel einer Extrapolation mit hoher Realitätsnähe bis zum Gedankenexperiment, an dem alternative Entwicklungen aufgezeigt werden sollen — nicht mit dem Hintergedanken der Voraussage, sondern als Erweiterung der Denkmöglichkeiten, als Training der geistigen Flexibilität, vielleicht auch nur zum intellektuellen Vergnügen. Auch die Wahl des Beispiels ist lediglich dem Grundsatz optimaler Typisierung unterworfen: Was sich ereignet, welchen Wechselwirkungen es unterliegt, welche Resultate aufscheinen ... , das soll die wichtigsten Aspekte des zugrunde gelegten, kausalen oder vernetzten Systems beleuchten. Schließlich müssen noch die Regeln vereinbart sein, ganz im Sinn eines logisch festgelegten Spiels, und sie müssen keineswegs jenen unserer Naturwissenschaft oder jenen unserer Gesellschaft entsprechen; gelegentlich ist es gerade der Unterschied zum scheinbar fest vorgegebenen Ordnungssystem, der sich als besonders aufschlußreich

erweist. Dann allerdings — wieder nach dem Vorbild des Spiels — gibt es kein Ausbrechen mehr, und gerade hier zeigt sich der Bezug zur *Science*, und nicht so sehr in einer wissenschaftlich oder technisch ausgerichteten Thematik oder in einer perfekten Orientierung auf realistisch beschriebene Requisiten oder Hintergründe.

Das Modell also, die Simulation als Leitbild relevanter Science Fiction. Oder umgekehrt: Science Fiction als literarisches Gedankenexperiment, nach den strengen Regeln kybernetischer Modellversuche. Die logische Struktur, die Wissenschaft, liefert eine Art Skelett, die literarische Phantasie erfüllt es mit Fleisch, macht es lebendig, bunt, dynamisch. Die daraus resultierende Spannung ist nicht nur ein Zugeständnis an den Leser, sondern erwächst bestenfalls aus der vorgegebenen Situation; es ist eben die Fähigkeit des Schriftstellers, diese so zu wählen, daß sich daraus Prozesse entwickeln, deren Dynamik die Beobachtung, eher eine „Teilnahme durch Lektüre“, zu einem Erlebnis macht. In diesem Spannungsfeld hebt sich die gute Science Fiction von der übrigen Literatur ab, die mehr oder weniger auf die klassisch vorgegebenen Konflikte zwischen Menschen und Menschengruppen fixiert ist. Das bedeutet aber gewiß nicht, daß der Mensch in der Science Fiction ausgeklammert wäre. Wie man inzwischen längst eingesehen hat, ist die menschliche Existenz eng mit wissenschaftlicher Einsicht und technischem Handeln verbunden, so daß jede auf rein materiale Eigenschaften beschränkte Darstellung von vornherein irrealistisch und ungültig ist. Was letztlich interessiert und schließlich auch die emotionalen Momente des Miterlebens aktiviert, ist der handelnde, leidende und hoffende Mensch innerhalb der Gesellschaft, des Milieus — auch dann, wenn die emotionalen Elemente des Miterlebens von der gegenwärtigen Wirklichkeit abweichen.

Diese Art der Darstellung ist die eigentliche Stärke der Science Fiction, insbesondere dann, wenn man nicht nur rein ästhetische Aspekte im Auge hat, sondern auch die Auswirkungen auf gesellschaftliche Erscheinungen, auf Vorstellungen, Denken, Handeln. In der Tat sind alle unsere Aktivitäten auf Zu-

kunft orientiert — das menschliche Gehirn ist in seinen größten Leistungen eine Vorhersagemaschine —, doch darauf wird in unserem Unterrichtssystem kaum Rücksicht genommen, und auch die offiziöse Kunst hängt eher an der Tradition. So ist der Zukunftsroman, wie er sich in oft billiger Weise den Lesern bietet, für viele die erste Konfrontation mit zukunftsgerichtetem Gedankengut. Die Auseinandersetzung mit den Chancen und Gefahren der Zukunft ist für jeden realitätsnahen Menschen ein Bedürfnis, wobei sich allerdings zeigt, daß die Systemvernetzung heute so kompliziert ist, daß der Laie es schwer hat, einigermaßen passende Vorstellungen zu entwickeln. Zwar liegt umfangreiches Schrifttum futurologischer Thematik vor, doch ist es eben die Eigenschaft wissenschaftlicher wie

auch populärwissenschaftlicher Darstellungen, daß man die Dinge abgehoben vom Einzelschicksal beschreibt, wodurch sich manches — durch Formeln und Schaubilder gefaßt — dem Vorstellungsvermögen entzieht: Die Verbindung zwischen den oft genug in statistischer Form ausgedrückten Zukunftserwartungen zu dem, was als Konsequenz für den einzelnen Bedeutung hat, läßt sich schwer herstellen. Genau hier gewinnt die Science Fiction eine Funktion und der Autor eine Verantwortung, ob er sich das wünscht oder nicht: Die von ihm erzählten Geschichten behandeln das Schicksal eben am konkretisierten Beispiel, als Auswirkung auf einfache Menschen, die sich in einer veränderten Umgebung zurechtzufinden versuchen, mit dem Ziel des Überlebens.

Futurologie als Unterhaltung

Science Fiction, wie sie hier beschrieben wird, ist selbst eine Fiktion, eine Art Idealbild, das zwar einzelne Autoren und viele Anhänger im Auge haben, das aber selten erreicht wurde und vielleicht auch kaum erreichbar ist. Derartigen Charakterisierungen gegenüber erfolgt immer wieder der Einwand, daß sich diese Form der Literatur, wie sie sich in Buchhandlungen und Kiosken bietet, doch ganz anderer Art sei, eine auf vordergründiges Vergnügen gerichtete Unterhaltungsware, die Zukunft nur Vorwand für nicht weiter begründete Wunder, der Weltraum lediglich Spielplatz verrückter Abenteuer. Diese Kritiker haben recht; ein hoher Prozentsatz des Dargebotenen, sicher über 90%, verdient den Vorwurf ohne jeden Zweifel. Es bleibt aber immerhin ein geringer Teil, in dem, zumindest als Ansatz, einiges von den Vorzügen zu finden ist, die die Darstellungsart und Thematik der Science Fiction prinzipiell zuläßt. Seltener genug, daß man gerade dieses Genre aus dem Horizont seiner schlechtesten Beispiele heraus beurteilt; viele Autoren, die mit vernichtender Kritik nicht geizen, haben kaum mehr als die primitivsten Heftreihen zur Kenntnis genommen. Würde man den „historischen Roman“ oder den „Liebesroman“ auf entsprechende Art beurteilen, dann könnte das Ergebnis nicht viel anders aussehen. Deshalb lohnt es sich gewiß, einmal von der Schwemme minderwertiger Produkte abzusehen und das ins Auge zu fassen, was brisant, aufregend und — bemerkenswerterweise! — auch literarisch verheißungsvoll ist.

Utopie, Zukunftsliteratur, Science Fiction — darin liegt das utopische Staatsgebilde „Politeia“, das Plato im 4. Jh. v. Chr. beschrieb, ebenso wie „Utopia“ von Thomas Morus und der „Sonnenstaat“ von Thomas Campanella, es gehören das „Neue Atlantis“ von Francis Bacon ebenso dazu wie die „Voyages Imaginaires“ des 18. und 19. Jahrhunderts, es gliedern sich die Werke der beiden Großen Jules Verne und Herbert G. Wells ein, aber auch die Exponenten des alten und simplen deutschen Zukunftsromans mit Hans Dominik an der Spitze. Und schließlich umschreibt Science Fiction natürlich auch all das, was seit dem Auftauchen des Wortes unter diesem Etikett erschienen ist, angefangen von Hugo Gernsbacks „Ralph 124 C41 +“ über die Pulp bis zu den Weltraumabenteuern von Arthur C. Clarke und Robert Heinlein und den Roboter geschichten von Isaac Asimov samt der ganzen Phalanx ihrer Nachfolger aus den Bereichen der hard science, des inner space, der new wave und der in ihrer Qualität eher abfallenden angloamerikanischen Science-Fiction-Autoren der Gegenwart. Nicht zu vergessen der Sonderfall „Wissenschaftlicher Phantastik“, die Version utopischer Unterhaltung aus den sozialistischen Ländern. Man kann natürlich darüber diskutieren, ob man den modernen Begriff Science Fiction für all das anwenden, also Werke der Vergangenheit gewaltsam in das neue Schema pressen soll, wobei selbst Goethes Faust und die Bibel nicht verschont werden. Andererseits ist es natürlich ebensowenig legitim, als Science Fiction

einfach all das zu bezeichnen, was sich banal und pseudowissenschaftlich gibt, und dementsprechend das diesem Genre entwachsene Wertvolle einfach der Hochliteratur zuzuschreiben. Über den Sinn bürokratischen Zettelkastendenkens in der Kunst läßt sich ohnehin streiten, und außerdem sind die Grenzen verwaschen; es gibt verschiedenste Übergänge zu allen anderen literarischen Sparten, und im übrigen ist die Science Fiction gerade dort am interessantesten, wo sie sich aus der Masse heraushebt, sich der Definition entzieht. Auf der anderen Seite allerdings haben sich in ihr einige grundlegende Plots mit bestimmten Protagonisten, Requisiten und Kulissen ergeben, die mehr sind als Äußerlichkeiten. So eignet sich beispielsweise der Schauplatz Zukunft auch dafür, unsere eigene Zeit aus einem ungewohnten Blickpunkt her zu betrachten und damit einen Aspektwechsel zu vollziehen, der neues Licht auf manche Gegenwartsfragen wirft. So bietet der Schauplatz „Weltraum“ die Möglichkeit, eine Art von vereinfachten Modellzuständen zu postulieren und auf diese Weise eine durchaus bewußtseinserweiternde Relativierung zu erreichen — wobei das scheinbar Selbstverständliche in Frage gestellt wird. Und in ähnlicher Weise lassen sich Außerirdische und Roboter dazu verwenden, dem Menschen und damit der menschlichen Kultur einen Vergröße-

rungs- oder auch Zerrspiegel vorzuhalten, in dem manch charakteristische Züge, die uns im Alltag kaum noch auffallen, herausgehoben und betont werden: in einem Akt bewußter Irritation, Herausforderung zur Selbstreflexion, Zurückführung — über den Umweg irrealer Welten — zur Erde, zum Menschen selbst.

An diesen Beispielen wird eine Besonderheit der Science Fiction deutlich: daß ihre Abweichung von der Wirklichkeit nicht nur in der Versetzung des Schauplatzes in die Zukunft oder in den Weltraum liegen kann, sondern auch in einer beabsichtigten Vereinfachung der Szene. Auch das entspricht einer wissenschaftlichen Versuchssituation, bei der man alle irrelevanten Größen auszuschalten versucht und nur jene Kräfte wirken läßt, die das Erscheinungsbild wesentlich bestimmen. Im utopischen Roman, und gerade in den bemerkenswerten Antiutopien im besonderen Maße, gibt es eine ganze Reihe Beispiele dafür. Die bedingungslose Unterwerfung des Menschen unter eine kontrollierende Instanz ist ein häufig behandelter Fall, aber ebenso auch die Katastrophe, die in den Schilderungen meist schicksalhaft und unabwendbar scheint, allerdings nur solange, als man die simplifizierte Ausgangsbasis als naturgegeben ansieht.

Themenfeld Mensch/Technik

Die ersten Science-Fiction-Darstellungen waren dem Technischen verhaftet, und manche Autoren und Kritiker hielten es sich zugute, daß das von ihnen bevorzugte literarische Feld durch das Charisma der Prophetie ausgezeichnet sei. Autoren wie Hans Dominik haben die eingetroffenen Voraussagen geradezu aufgelistet, und immer wieder wird auf die zwar wenigen, aber doch recht eindrucksvollen Fälle hingewiesen, in denen sich Erwartungen zu erfüllen schienen, beispielsweise bei der minutiösen Beschreibung der Atombombe in einer sonst recht mittelmäßigen Geschichte, die dem Autoren damals den Besuch der CIA einbrachte. Aber natürlich ist es Unsinn, Literatur nach ihrem Vorhersageeffekt zu beurteilen. Im großen und ganzen ist man sich in einschlägigen Kreisen auch darüber einig, daß es auf ganz andere Aspekte ankommt.

Die enge Verflechtung der Science Fiction mit der wissenschaftlich-technischen Thema-

tik gilt noch heute, obwohl der Begriff Technik schon längst seine alten Grenzen gesprengt hat; im Prinzip dreht es sich immer wieder darum, wieweit Einsichten in die Gesetzmäßigkeit von Erscheinungen zu gezielten, nicht unbedingt mit Maschinen zusammenhängenden Maßnahmen führen. Dies findet sich längst nicht mehr nur im Bereich der Physik und Chemie, vielmehr kann man auch mit Recht von einer Biotechnik, einer Medizintechnik, einer Psychotechnik und einer Soziotechnik sprechen. Zur Ausübung der letztgenannten beispielsweise bedarf es tatsächlich längst nicht mehr der Apparatur — der Eingriff in menschliche Vorstellungen und Entscheidungen erfolgt durch raffinierten Gebrauch von Überredung, Pseudoargumentation und emotionaler Assoziation; daß solche Verfahren nicht nur im eher harmlosen Sektor von Kaufem und Konsumieren angewandt werden, sondern auch als Instrument der psychischen Unterdrückung brauchbar sind, zei-

gen gerade manche der Science Fiction zugeordneten Romane auf eindrucksvolle Weise. Auch Orwells „1984“ ist ein Beispiel dafür: Wenn man heute immer wieder hört, dieses Buch würde das Computerzeitalter vorwegnehmen, die Kontrolle durch Automaten und Überwachungssysteme, so merkt der aufmerksame Leser doch bald, daß es auf diese Hilfsmittel in Orwells Zukunftsstaat überhaupt nicht ankommt; Unterdrückung, und das hat die Geschichte oft genug gezeigt, ist auch ohne technische Hilfsmittel möglich, ja, es gibt sogar die These, daß sich in hochtechnisierten Staatswesen Unterdrückungsmaßnahmen nicht auf die Dauer beibehalten lassen — weil der Einsatz einer komplexen Technik einen gewissen Intelligenzgrad der Bevölkerung voraussetze. Nur der Dumme, der Unintelligente, der seine Umwelt nicht mehr versteht, sei Unterdrückern bedingungslos ausgesetzt.

Science Fiction moderner Prägung präsentiert sich als Massenkultur. In dieser Hinsicht kann man Jules Verne und Herbert G. Wells mit ihrer weiten Verbreitung in aller Welt als typische Vorläufer bezeichnen. Bei ihnen wie auch bei ihren Epigonen in der

Negative Sozialutopien

Das gilt nicht nur für den Mainstream, sondern auch für jene herausragenden Werke, die die Spitze der Pyramide bilden. Ging es bei Thea von Harbou „Metropolis“ und Bernhard Kellermanns „Der Tunnel“ — so unterschiedlich diese beiden Bücher auch sein mögen — noch um die Initiatoren, bei Thea von Harbou um die Industriellen, bei Bernhard Kellermann um die Ingenieure, so haben wir es etwa bei Walter Jens „Nein — die Welt der Angeklagten“ und Winfried Bruckners „Tötet ihn!“ mit einfachen Menschen zu tun, die ins Räderwerk der Regierungsmaschinerie geraten. Natürlich spielt auch bei diesen Werken die Technik eine Rolle, in Wirklichkeit aber rücken tiefgreifende soziale Umschichtungen, sich verselbständigende politische Systeme, mehr und mehr in den Mittelpunkt. Bei einem der wichtigsten Bücher des Genres, Jewgenij Samjatin „Wir“, ist es der Konstrukteur des Raumschiffs INTEGRAL, dem das Leben im „Einzigen Staat“ zur Hölle wird und der einen verzweifelten Ausbruchversuch unternimmt; es ist fast unnötig zu sagen, daß der Versuch mißlingt, ja, daß der negative Held des Ge-

ersten Hälfte dieses Jahrhunderts spielten die Schicksale von Erfindern und ihren Ideen eine besondere Rolle. Die Entwicklung wurde also von einem fest umrissenen Punkt aus anvisiert, nämlich jenem, von dem die Initiative ausgeht. Auch dieser Plot bietet verschiedenste Möglichkeiten; Herbert G. Wells beispielsweise wandte ihn mehrfach an, um in einem durchaus modernen Sinn auf soziale Umwälzungen hinzuweisen; bei Hans Dominik erschöpft sich das Geschehen meist im Auftreten von Hindernissen, die der geniale Ingenieur zu überwinden hatte. In der modernen Science Fiction verschiebt sich der Personentyp von der VIP (Very Important Person) auf das vom Geschehen betroffene leidende und sich verzweifelt wehrende Individuum. Das mag ein Kunstgriff sein, um uns die Abläufe besonders nahe zu bringen, ist aber auch ein wirkungsvoller erzählerischer Trick: weil dadurch der Leser selbst auf dem Kenntnisstand des Betroffenen gehalten wird und die Schicksalsschläge, die sich dann aus dem Geschehen heraus ergeben, für ihn ebenso unvorhersehbar erscheinen wie für den Protagonisten — wenn sie sich in der späteren Reflexion auch als ableitbare Konsequenzen ergeben.

schehens schließlich „umgedreht“ wird, keine Persönlichkeit mehr, nur noch williger Anhänger des Systems. Samjatin, ein Bolschewik der ersten Stunde, Freund von Maxim Gorki und Dozent im St. Petersburger „Haus der Kunst“, wendet sich hier gegen das System, dem er selbst entwachsen ist. Er meint nicht die Zukunft, sondern die Gegenwart, jedoch in bester utopischer Tradition ins Extreme weitergeführt. Es war der dichterische Niederschlag der Enttäuschung über den auch von ihm mit verwirklichten Sowjetstaat, eine Kritik par excellence, ein leidenschaftlicher Ruf zur Besinnung. Verständlich, daß er in der UdSSR bis heute nicht erschienen ist.

Mitten ins Zeitgeschehen, in die Entartungserscheinungen der Zivilisation im Gefolge des großbürgerlichen Kapitalismus, greift Aldous Huxley mit der Antiutopie „Schöne neue Welt“. Dabei stellt er die aller Manipulation hilflos ausgesetzten Einwohner des Weltstaats einer Gruppe entarteter „Wilder“ gegenüber, die ihr „Recht auf Unglück“ fordern. Aldous Huxley, Bruder des Nobelpreisträgers

Julian Huxley, Absolvent der Oxford University, greift in seinem Buch den Monopolkapitalismus ebenso an wie das sozialistisch-utopische Ideal, er stellt den technischen Fortschritt in Frage und läßt als letzten — nicht praktikablen — Ausweg allenfalls eine romantische „Zurück-zur-Natur“-Philosophie gelten. Neben Orwells „1984“ ist „Schöne neue Welt“ die einflußreichste Antiutopie der Geschichte.

George Orwell, mit bürgerlichem Namen Eric Blair, der sich trotz seiner in Eton genossenen Erziehung lange Zeit als Vagabund durchs Leben schlug, war lange genug Anhänger des Kommunismus und aus dieser Einstellung heraus aktiver Freiheitskämpfer im Spanischen Bürgerkrieg. Später distanzierte er sich von der Kommunistischen Internationalen und trat in die Labour Party ein. Obwohl sein Buch vom Aufbau her stark an Samjatin „Wir“ erinnert, geht es ihm in „1984“ insbesondere um eine Bloßstellung des stalinistischen Totalitarismus, während sich Samjatin eher gegen allgemeine Übersteigerungseffekte diktatorischer Systeme wendet.

Höchstes politisches Engagement muß man auch Karel Čapek zusprechen, einem typischen Bahnarbeiter moderner Science Fiction. Dem bürgerlichen Milieu entwachsen, war er in der österreichisch regierten Tschechoslowakei von Anfang an mit freiheitlich orientierten Strömungen konfrontiert, was sich allerdings bei ihm nicht in einer nationalistischen, sondern in einer überregionalen, europäischen Haltung auswirkte. Karel Čapek war Journalist, Redakteur, Verfasser von Essays, Dramen und Romanen. In seinem Buch „Der Krieg mit den Molchen“ beschreibt er Konflikte zwischen Kapital und Arbeiterklasse, in dem Theaterstück „R. U. R. — Rossum's Universal Robots“, durch das der Ausdruck „Roboter“ populär wurde, geht es um Auswüchse industrieller Schwerarbeit. In beiden Fällen setzt Čapek gezielt das Inventar der Science Fiction ein — seine „Molche“ sind Wesen aus dem Weltraum, seine Roboter Maschinen, die nach und nach auf überraschende Weise Eigenleben gewinnen. In „Kratatit“ (in dem es um einen Sprengstoff bisher ungeahnter Zerstörungskraft geht, womit die Situation im Zeitalter der Atombombe vorweggenommen ist) verwendet er noch einmal die Gestalt des besessenen Wissenschaftlers, allerdings in weit differenzierterer Weise, als das andere vor ihm getan haben, beispielsweise Herbert G. Wells oder Maurice Renard (mit seinem „Doktor Lerne“). Sein Held, der Erfinder der

zerstörerischen Chemikalie, wird selbst das Opfer eines Bündnisses zwischen Kapital und Machtpolitik — eine Sachlage, in der die ganze Tragik unserer Gegenwart liegt.

Ein Klassiker der sozial orientierten Science Fiction, „Kalloccain“, stammt von einer Frau: der Schwedin Karin Boye, vor ihrem Selbstmord 1941 eine der beliebtesten romantisch orientierten Dichterinnen ihres Landes. In ihrem Buch spielt der Chemiker Leo Kall die Hauptrolle. Er hat ein hochwirksames Präparat, eben „Kalloccain“, erfunden: die effektivste Wahrheitsdroge, die es je gab. Welch weittragende Basis für eine soziale Antiutopie! Die Droge zwingt die Menschen zur Preisgabe der intimsten Gefühle und liefert jeden „Abweichler“ der Justiz des Weltstaates aus. Karin Boye kann schließlich noch mit einer originellen und unerwarteten Wendung aufwarten: Das Präparat „Kalloccain“ beweist die ungeheuerliche Tatsache, daß im Grunde genommen jeder schuldig ist, wenn man nur genau genug nachforscht; damit ist der auf den Endzustand völliger Kontrolle gerichtete Glauben (aber auch die Furcht!) ad absurdum geführt — ohne einen Anflug letzter Freiheit, der Freiheit der Gedanken, ist eine Existenz unmöglich.

Großes Aufsehen erregte der ehemalige Verlagslektor, Gründungsmitglied des Deutschen PEN-Zentrums und Angehörige der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, Hermann Kasack, als er 1952 seinen Roman „Das große Netz“ veröffentlichte. Weit von der Realität entfernt, symbolisch und mystisch angelegt, steht dieses Buch dennoch in seinem Engagement nicht hinter seinen Vorgängern zurück. Eine Kleinstadt in Deutschland, eine geheimnisvolle Organisation, die die Bevölkerung unter Kuratel nimmt und sich weniger durch psychischen Terror als durch widersinnige Aufgaben unbeliebt macht: das Ausfüllen stupider Fragebogen, Zwang zu Arbeit ohne erkennbaren Sinn, Anweisung zur gegenseitigen Bespitzelung, künstliche Warenverknappung... Der Ausgang der Geschichte ist grotesk; es stellt sich heraus, daß hinter all den geheimnisvollen Vorgängen eine Filmgesellschaft steht, der es um einen realistischen Horrorfilm ging. Das Buch ist satirisch, von bitterer Heiterkeit durchsetzt, und so beschäftigte sich die Kritik eher angewidert mit dem Stoff. Trotzdem ist es ein aufrüttelndes Buch — und ein hervorragendes Beispiel für die Methode der Überzeichnung bis zum Absurden.

Wenig bekannt ist, daß sich der bekannte deutsche Literat Walter Jens, Inhaber eines Lehrstuhls für allgemeine Rhetorik an der Universität Tübingen, mit seinem ersten, 1948 unter einem Pseudonym erschienenen Buch einer düsteren und bis zur Grausamkeit spannungsgeladenen Antiutopie verschrieb: „Nein — die Welt der Angeklagten“. Es ist die Vision eines totalitären Zukunftsstaates, in dem die Menschen nur noch in die Kategorien Richter, Zeugen und Angeklagte unterteilt sind. Die an Kafka erinnernde Alptraumwelt läßt die hinter dem Inquisitionssystem stekende Staatsmacht anonym, die sich in zahllosen Leiden und Qualen vollziehende Entper-

sönlichung der Individuen vollzieht sich scheinbar von selbst, ohne Zweck und Sinn. Heute hat Walter Jens zu seinem Stoff Distanz gewonnen und bezeichnet sein Werk als melancholische Parabel. Vielleicht läßt ihn, der sich längst in den Höhen der gefeierten Literaten bewegt, auch die als Konzession an den Leser auslegbare Spannung seiner Geschichte zweifeln. Nichtsdestoweniger liegt damit aber eine der eindrucksvollsten negativen Sozialutopien vor, in der im übrigen all jenes technische Brimbamborium fehlt, das andere Autoren brauchen, um die von ihren Gesellschaftsutopien ausgelöste Angst zu schüren.

Die Vision der Katastrophe

Obwohl das Problem schon bei Wells und bei Čapek anklingt, gewinnt es doch erst seit Hiroshima und Nagasaki brennende Bedeutung: die dem Menschen in die Hand gelegte Möglichkeit der umfassenden Selbstzerstörung. Bei einigen Autoren spielt die Katastrophe nur eine Nebenrolle, ist der aus der Logik des Geschehens heraus unausweichlich scheinende Zusammenbruch lediglich durch seine Auswirkungen angedeutet. Hier wäre etwa „Marys Land“ von Harold Mead zu nennen, der 18 Jahre lang Berufssoldat, davon einige Zeit Gefangener der Japaner, später Dozent und Schriftsteller in England war. „Marys Land“ brachte ihm große Anerkennung der Kritik. Im Mittelpunkt seiner Geschichte steht eine Gruppe von Kindern, die in einem Internat für spätere Führungsaufgaben eines offenbar totalitären Staates vorbereitet werden. Der Bombenabwurf zerstört die herrschende Ordnung; die Kinder finden Gelegenheit zu einem Ausbruch, der sie in immer bedrohlichere Situationen führt. Unter der Belastung werden unterdrückte Emotionen und Handlungsmuster wieder lebendig, ein Thema, das William Golding in seinem Buch „Der Herr der Fliegen“ in anderer Art aufgegriffen hat. Schließlich fallen die wenigen Kinder, die den Exodus überstanden haben, einer Truppe britisch karierter Soldaten in die Hände; die Konfrontation dieser so verschiedenen Menschen gibt Harold Mead Gelegenheit, auf die Schwächen der Systeme hinzuweisen, die sich in einem auf Mißtrauen beruhenden heißen oder kalten Krieg notwendigerweise einstellen müssen. Bemerkenswert, daß er einen immerhin noch versöhnlich anmutenden Schluß findet!

Das Grollen der Bomben dient auch dem österreichischen Journalisten, Schriftsteller und Theaterautoren Winfried Bruckner als Begleitmusik eines etablierten Unterdrückungsmechanismus. Wien im 21. Jahrhundert, aus geringfügig erscheinenden Zufällen heraus entschließt sich ein junger Arzt zur Revolte und sieht sich plötzlich — ungewollt — als ihr Anführer. Die zur Bereinigung des Konflikts entsandten Truppen stehen unversehens einer entschlossenen Schar von Bürgern gegenüber, die bereit sind, ihre Freiheit zu verteidigen. Der offene Ausgang läßt Hoffnung zu, woran deutlich wird, daß es Bruckner nicht um die Erzeugung von Resignation geht, sondern eher um die Anregung, sich gegen gesellschaftliche Automatisierung und Uniformierung zur Wehr zu setzen.

Es ist beachtlich, daß eine ganze Reihe deutschsprachiger Autoren, meist von der Öffentlichkeit, aber auch von der Science-Fiction-Szene unbachtet, zu bemerkenswerten Bearbeitungen des Endzeitthemas gefunden hat. Einen atmosphärischen, ja dichterischen Text legt Hellmuth Lange mit seinem Bändchen „Blumen wachsen im Himmel“ vor. Der Autor, studierter Diplomkaufmann, hauptsächlich aber als Schriftsteller und Redakteur tätig, schrieb dieses Buch unter dem Eindruck der Atombombenabwürfe. Da er sich schon bei anderen, insbesondere Jugendromanen, mit der utopischen Darstellung vertraut gemacht hatte, lag es für ihn nahe, von einer utopischen Fiktion auszugehen. So schafft er Distanz zum unmittelbaren Zeitgeschehen, indem er die Entwicklung — in stark verfremdeter Form — auf einen fernen Stern verlegt:

der Lebensraum von einer Eiszeit bedroht, nur noch wenige Überlebende, und als letzter Ausweg der verzweifelte Versuch, die Katastrophe durch Entzünden eines atomaren Feuers zu verhindern. Diese Hoffnung täuscht, anstelle der tödlichen Kälte ist das ebenso tödliche Feuer getreten, und der Berichterstatter, der seine Botschaft für einen „unbekannten Freund vom fremden Stern“ verfaßt, vermittelt die Einsicht, daß gewalt-sam initiiertes technischer Fortschritt kein Glück vermittelt; wenn überhaupt, führt der Weg zum Besseren über eine langsame Entwicklung, die die Anpassung zuläßt.

In Dichte und Atmosphäre steht Hans Wörner mit seiner Geschichte „Sie fanden Menschen“ seinen Kollegen gegenüber nicht zurück. Wörner arbeitete nach seinem Studium einige Zeit als Bergmann und wurde später Journalist und Schriftsteller. Eine ganze Reihe von Büchern, die wenig Bezug zu Science Fiction haben, stammen aus seiner Feder. „Sie fanden Menschen“ beruht auf einer Science-Fiction-Idee ersten Ranges: Ein Blitz ist über das Land gegangen, die Lichtwaffe hat Menschen und Städte vernichtet. Sieben Jahre später dringt eine Expedition in die verwüstete Region, die immer noch durch tödliche Strahlen verseucht ist, ein. Eine kleine Gruppe nichtsahnender junger Menschen, unvorbereitet mit dem Ausdruck der Vernichtung konfrontiert, und inmitten der monotonen Strahlenwüste plötzlich die Begegnung mit Leben, mit Menschen, die die Katastrophe überlebt haben, doch unbarmherzig und für immer von ihr gezeichnet sind. Dieses Buch ist vollkommen anders geschrieben als jenes von Lange, in einem einfachen, fast nüchternen Stil, der aber dennoch von Atemlosigkeit, von Hektik gezeichnet ist. Probleme, wie sie auch das klassische Drama kennt, eine Situation, die nicht nur zur Auseinandersetzung, sondern auch zu einer Neubesinnung herausfordert ...

Die unbarmherzigste Darstellung des nuklearen Wahnsinns stammt von Mordecai Roshwald, der im jugendlichen Alter mit seinen Eltern von Polen nach Palästina auswanderte, seinen Kriegsdienst in der israelischen Armee absolvierte und danach eine feste Position als Professor an der University of Minnesota einnahm mit den Spezialgebieten „Politi-

sche Theorie“ und „Soziale politische Philosophie“. Das Buch, 1959 vorgelegt, greift Probleme aus seinen Fachgebieten auf. Obwohl Mordecai Roshwald keinerlei Konzessionen an dichterische Sprache macht, ist die von ihm entworfene Situation von einer erschütternden Gleichnishaftigkeit. „Das Ultimatum“ heißt das Buch in seiner deutschen Ausgabe, doch trifft der Originaltitel „Level 7“ den Grundgedanken besser. Gemeint ist die tiefste unterirdische Etage eines Schutzraumsystems, in das sich jene Soldaten zurückziehen, die einen nuklearen Krieg auch dann noch weiterführen sollen, wenn an der Oberfläche alles zerstört ist. Der Roman ist als Tagebuch konzipiert, und jener, der es schreibt, ist einer der total Angepaßten, von seiner Aufgabe überzeugt, jeglicher Zweifel ledig, phantasie-los und pflichtbewußt. Obwohl er durch einen Trick seines Vorgesetzten ohne Vorwarnung in die Abgeschiedenheit der unterirdischen Anlagen versetzt wird, findet er alles in Ordnung, regt sich eher über die Enge der Räume und über eintönige Mahlzeiten auf. Gerade diese beschränkte Sicht aber bringt eine bestürzende Note von Absurdität in seine Berichte — wenn er das Schreckliche, die Apokalypse, mit den Worten eines Militärbürokraten kommentiert. Und als schließlich auch bei ihm die Einsicht aufflackert, daß all die Pflichterfüllung und Hingebung an das als ideal bezeichnete hohe Ziel sinnlos und vergeblich waren, wirkt das gerade aus der Sicht dieses simplen Charakters heraus um so auf-rüttelnder.

Verständlich, daß Kritiker an dieser reduzierten Sprache einiges auszusetzen hatten — offenbar soll nach ihrer Ansicht der Untergang in fein gesetzten, wohlklingenden Worten beschrieben werden. Es gab aber auch enthusiastische Urteile, beispielsweise von Linus Pauling und Bertrand Russell. Beide wurden nicht als Literaturkritiker, sondern als Wissenschaftler und politisch aktive Menschen bekannt, so daß man ihre Fähigkeit für ein literarisches Urteil wohl etwas relativieren muß; andererseits aber bestätigt ihre Reaktion die Wirksamkeit dieser Geschichte und damit die Wirksamkeit von Science Fiction allgemein: Niemand zuvor ist es gelungen, die Folgen der weltweiten nuklearen Vernichtung so erschütternd zu beschreiben.

Bewertungskriterien

Kritikern von Science Fiction wird auffallen, daß die Reihe der als Beispiel herangezogenen Bücher nur selten im Zusammenhang mit einer Science Fiction genannt wird, die selbst Kenner viel zu stark mit den einschlägigen anglo-amerikanischen Modeautoren identifizieren. Und doch gehören sie nach allen gültigen Kriterien dazu — aus dem Aspekt der Modellsituation heraus, gleichgültig ob Welt-raum oder Zukunft, aus dem Aspekt der Thematik aus dem Spannungsfeld zwischen Mensch und Technik, nicht zuletzt auch auf Grund der verwendeten Mittel und Begriffe — wenn man will auch Klischees. Die genannten Bände weisen große Unterschiede in Darstellung und Ausdruck auf. Wenn sie etwas gemeinsam haben, dann vielleicht, daß in vielen Fällen die Charakterisierung der Menschen, ihre Psychologie in den Hintergrund tritt. Das freilich nur bei vordergründiger Betrachtungsweise. In Wirklichkeit arbeitet Science Fiction ja auch mit den Strategien der Unterhaltungsliteratur, und das bedeutet gewiß nicht den Verzicht auf psychologische Konflikte und Emotionen. Anders ist allerdings die Art der Darbietung: Nicht die Beschreibung steht an erster Stelle, die Analyse, in anderen Literaturgattungen oft bis zur Selbstzerfleischung vorangetrieben, sondern die Herausforderung zum Miterleben durch die Erscheinungen der Personifikation und Identifikation. Gelingt es, für Handelnde oder Leidende Anteilnahme zu erwirken, dann ist der Leser nicht mehr auf vornehme Distanz bedacht, die auf intellektuelles Vergnügen abzielt, sondern er begibt sich mitten in die Handlung hinein, fühlt mit, bangt und hofft, ringt um Entscheidungen. Einfach falsch ist die Behauptung, bei Science Fiction würden menschlich-emotionale Aspekte außer acht bleiben, wobei man sich beispielsweise auf einfach-nüchterne Darstellungsweisen beruft, wie sie etwa Hans Wörner zu eigen sind, oder auf die absichtliche Horizontbeschränkung, von Mordecai Roshwald als Darstellungsmittel angewandt. Gerade die beiden genannten Beispiele zeigen, wie intensiv die Wirkung so gestalteter Texte sein kann, daß sie geradezu leidenschaftliche Stellungnahme und Aufruhr hervorrufen können.

Die unterschiedliche Beurteilung von Science-Fiction-Texten liegt aber gewiß auch daran, daß diese — als immanenter Bestandteil der Gattung Literatur — Werte aufweisen, die nicht unbedingt auf der Ebene der

Ästhetik diskutiert werden. Gewiß wird man auch sprachlich-ästhetische Kriterien berücksichtigen müssen, und es gibt ebenso sicher eine ganze Menge von Science-Fiction-Texten, die diesen nicht genügen. Andererseits aber schließt Science Fiction hohe Qualität des sprachlichen Ausdrucksvermögens keineswegs aus; Bücher wie jene von Harold Mead oder Hellmuth Lange zeigen, daß die klassische Art der Personenbeschreibung wie auch der dichterisch überhöhte Ausdruck durchaus anwendbar sind. Daß diese Art der Literatur, die sich immerhin einer besonderen Art der Fragestellung annimmt, nicht auch zu eigenen Ausdrucksformen finden kann, die über die von der Tradition gesetzten Grenzen hinauswirken, ist jedoch nicht von vornherein verständlich. Vielleicht ist es literarisch gebildeten Kritikern weniger bekannt, doch gibt es auch im Bereich der Wissenschaft und der Technik großartige, als Symbole brauchbare Bilder, gibt es assoziationsreiche sprachliche Begriffe, gibt es eine neue Terminologie — und eine neue Denkweise, die durchaus auch als Ausdrucksmittel verwertbar sind. Selbst die Art der Argumentation, der Aufbereitung, der logischen Darlegung kann über ausgetretene Pfade hinausführen, in literarisches Neuland hinein. Zugegeben — von all diesen Möglichkeiten ist noch wenig verwirklicht, einige wenige, bescheidene Andeutungen müssen genügen. Doch warum soll darauf nicht einmal hingewiesen werden? — Vielleicht als Herausforderung für jene, die sich des literarischen Ausdrucksmittels Science Fiction deshalb nicht bedienen wollen, weil sie darin nur Beschränkungen sehen.

Worin aber können nun jene allgemeinen Werte liegen, die in der Science Fiction offenbar eine übergeordnete Bedeutung gewinnen? Als Tatsache wurde schon erwähnt, daß auf künftiges Geschehen gerichtete Ausführungen, selbst im abenteuerlichen Gewand, für viele junge Menschen die erste Konfrontation mit jenem Teil der Geschichte bedeuten, der nicht rückwärts, sondern vorwärts weist. Unabhängig von ästhetischem Vergnügen ist jede Art von gesprochenem oder geschriebenem Wort auch Träger übermittelter Information, übermittelter Kenntnis. Ob klassisches Drama oder Dienstmädchenroman — kein Leser kann sich einem Lernprozeß entziehen. Ob man Dinge nun realistisch betrachtet oder als einen Fluchtbereich der Phantasie darstellt: Durch jede Beschreibung

von Milieus, Personen oder Entscheidungen werden Vorstellungen und Meinungen geprägt. Es mag in der Wirkung belanglos erscheinen, wenn Leser bei der Lektüre von Wildwest- oder Kriminalromanen falsche Ansichten über den Sittenkodex von Cowboys oder die Lebensführung eines Kriminalkommissars erhalten. Weitaus bedenklicher ist allerdings die Sachlage, wenn es sich um technisch-wissenschaftliches Gedankengut handelt: Auch wenn Science Fiction gewiß nicht als Lehrlektüre empfohlen werden soll, so bestimmt sie doch mancherlei Meinungen über das, was technisch erreichbar ist oder nicht, über Wertesysteme in Raum/Mensch/Technik/Gesellschaft, über Weltbilder, die heute ohne naturwissenschaftliches Fundament nicht denkbar sind. Dabei geht es nicht unbedingt um die übermittelte Sachinformation — viel wichtiger ist das dahinterstehende Weltbild, das sich in den Geschichten spiegelt, denn hier werden Einstellungen geformt, die von einem bedingungslosen Technik-Optimismus über skeptische Distanz bis zu absoluter Wissenschaftsfeindlichkeit reichen: Gerade viele Geschichten junger deutscher Autoren, die in letzter Zeit von sich reden

machen, drücken Antipathie gegenüber der Naturwissenschaft und Technik aus — und tragen sie weiter. Darüber hinaus kann aber auch in der Phantasie, die künftige Maschinen oder Städte entwirft, abseits von darin enthaltenem Schulwissen, eine andere Qualität stecken, ausdrückbar etwa durch die Originalität des Dargestellten, in der sich auch Witz, Satire oder Kritik zeigen können. Verständlich ist, wie sich immer wieder zeigt, daß es dem durchschnittlich gebildeten Literaturkritiker schwer fällt, solche Besonderheiten zu erkennen. Und manches, was vielleicht sprachlich unzulänglich erscheint, auf der anderen Seite aber originell und witzig, vielleicht sogar tiefgründig ist, wird oft mit einem Achselzucken abgetan. Der Denkweise der Wissenschaft entnommene Charakterisierungen, Ironie und Grotteske im Entwurf der technisch-gesellschaftlichen Modelle, aussagekräftige, durch ihre Assoziationen vielsagende Begriffe ... All das ist offenbar nur auf der einen Seite der Grenze zwischen Naturwissenschaft/Technik und humanistisch-historische Bildung erkennbar: Da ein Gedankenaustausch zwischen beiden Seiten fehlt, unterbleibt auch die so wünschenswerte gegenseitige Befruchtung.

Spezialfall „social fiction“

Erheblich günstiger erscheint dagegen die Situation der „social fiction“, die als gesellschaftlich orientierte Utopien manchmal vom übrigen Genre abzutrennen versucht werden. Oft bringt der offiziöse Literaturkritiker aus begrüßenswerten politischen Aktivitäten und Haltungen heraus weitaus mehr Interesse an sozialen Umständen mit, so daß jene Sparte ein wenig besser beurteilt wird als der Bereich der hard science mit ihren Maschinen, Robotern und Raumschiffen. Dies gilt für Orwells „1984“ ebenso wie für Huxleys „Schöne neue Welt“, jene beiden Bücher, die wohl von allen utopischen Darstellungen das stärkste Echo gefunden haben. Ein weiteres Mal läßt sich daran nämlich das althergebrachte Verfahren ästhetischer Kritik benutzen, die Verbindung vom Autor zum Werk herstellen. Abstammung, Nationalität, Bildungsweg, politische Gesinnung ... all das drückt sich letztlich in weitaus durchsichtiger Weise in den Texten aus, als in wissenschaftlich-technischen Fiktionen, bei denen die Person des Autors in ähnlicher Weise zurücktritt, wie bei den Ergebnissen der Wis-

senschaft und der Technik selbst. Auf dieser Brücke ist der Zugang zum Verständnis eines Werks leicht möglich; nichts spricht dagegen, sie zu betreten. Auch der Übergang zur Auseinandersetzung mit dem beschriebenen System erfolgt dann fast nahtlos, wobei hier ebenfalls wieder althergebrachte Methoden anwendbar sind, beispielsweise die Analyse der Lebens Epoche des Autors auf gesellschaftliche und politische Zustände hin, aus deren Erweiterungen sich dann oft genug die beschriebenen Staats- oder Gesellschaftsstrukturen erweisen.

Letzten Endes bietet es sich auch an — ganz im Sinn des Mißverständnisses über den angeblichen Vorhersagecharakter von Science Fiction —, die eingetretene Gegenwart als Vergleichsebene zu verwenden und an diesem Beispiel zu diskutieren, „worin sich der Autor nun geirrt hat und worin er recht hatte“. Es ist daher auch kein Wunder, daß über die wenigen bekannten neueren Sozial-Utopien weitaus mehr wissenschaftliche Veröffentlichungen geschrieben wurden als über

sämtliche anderen Äußerungen eher wissenschaftlich-technisch orientierter Science Fiction. Zweifellos verdienen es gerade die im sozialen Raum operierenden Fiktionen, von verschiedensten Seiten her beachtet zu werden; mit Fug und Recht darf man behaupten, daß neben ihrer politisch-gesellschaftlichen Relevanz auch die sprachliche Behandlung des Stoffes meist weitaus gekonnter ist. Wahrscheinlich liegt das im alten Dilemma der Science Fiction begründet, daß der Autor fundierte Einsichten in das Gefüge unserer modernen Welt, insbesondere in die Wechselwirkungen zwischen technischem Handeln und menschlicher Gesellschaft, haben muß, außerdem aber mit den Maßstäben der Literatur gemessen wird, sich also vom Niveau seines sprachlichen Ausdrucksvermögens her gesehen den Kollegen von der anderen Seite der Kultur als ebenbürtig erweisen sollte. Da Doppelbegabungen dieser Art höchst selten sind, bekommt man leider viel zu selten Spitzenwerke dieser Gattung vorgelegt. Das bedeutet aber nicht, daß sie nicht existieren — gerade das wenige, was standhält, erweist sich oft als weitaus wichtiger als vieles, was uns die Welt der alten Griechen zurückzuführen versucht.

Man hat die Science Fiction oft mit dem Terminus „Fluchtliteratur“ belegt — weil sie einem Eskapismus Vorschub leistete, der sich vom Hier und Jetzt entfernen wolle, in irrealen imaginativen Räumen hineinführe, in denen man frei von Alltagsorgen, unbelastet vom Zwang für Entscheidungen sei. Merkwürdigerweise trifft dieser Vorwurf viel eher auf

manche literarischen Formen zu, die scheinbar weitaus fester auf dem Boden der Wirklichkeit stehen, beispielsweise für den Abenteuer- oder Agentenroman; er trifft natürlich auch für jene der sogenannten Fantasy nahestehende Science Fiction zu, die freilich anstelle der „Science“ die Pseudowissenschaft setzt (oft unerkannt von den naturwissenschaftlich unbelasteten Kritikern). Gerade die gesellschaftlich und politisch orientierte Science Fiction aber führt uns, soweit sie auch in entfernte Räume hinausgreift, doch immer wieder in die Gegenwart zurück. Jener, der sie als Vehikel der Wirklichkeitsflucht benutzen wollte, wäre also schlecht beraten.

Literatur:

- Brian W. Aldiss, *Der Millionen-Jahre-Traum*, Bergisch-Gladbach 1980.
Hans-Joachim Alpers/Werner Fuchs/Ronald M. Hahn/Wolfgang Jeschke (Hrsg.), *Lexikon der Science Fiction Literatur*, München 1980.
Hans-Joachim Alpers/Werner Fuchs/Ronald M. Hahn/Wolfgang Jeschke, *Reclams Science Fiction Führer*, Stuttgart 1982.
Peter Nicholls (Ed.), *The Encyclopedia of Science Fiction*, London-Toronto-Sydney-New York 1981.
Dieter Hasselblatt, *Grüne Männchen vom Mars*, Düsseldorf 1974.
Manfred Nagl, *Science Fiction in Deutschland*. Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., Tübingen 1972.
Martin Schwonke, *Vom Staatsroman zur Science Fiction*, Stuttgart 1957.

Hans-Joachim Lang: 1984 und Orwells *Nineteen Eighty-Four*. Anmerkungen zur Literatur, zum Totalitarismus und zur Technik

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/84, S. 3—13

Die Literaturgeschichte kennt viele Beispiele für mehrdeutig bleibende Werke (so die *Utopia* des Thomas Morus) und für solche, die von den Lesern umgedeutet werden (so Defoes *Robinson Crusoe*). Doch ist die Distanz zwischen George Orwells symbolistischem Roman *Nineteen Eighty-Four* und dem aus seinem Titel abgeleiteten Schlagwort „1984“ als Inbegriff einer alptraumartigen Zukunft ebenso groß wie unnötig, weil sich in den vergangenen 35 Jahren die Gesprächslage zwar verändert hat, jedoch nicht radikal.

So steht bei aller Fragwürdigkeit des Terminus ‚Totalitarismus‘ das Thema noch auf der Tagesordnung. Ein Vergleich von Orwells Roman und Hannah Arendts *The Origins of Totalitarianism* (1951) erbringt eine Reihe schlagender Übereinstimmungen, aber auch Schwierigkeiten, wenn man Fiktion mit diskursiver Rede über historisch-soziologische Theorie zur Kongruenz bringen möchte. Dies gilt selbst für Orwells eigene politische Schriften. Doch erklärt eine Untersuchung seiner politischen Entwicklung, warum seine Dystopie so merkwürdig statisch bleibt, während die meisten durch „1984“ abgerufenen Befürchtungen von neuen Technologien ausgehen.

Unzweifelhaft wird bei Kenntnis des ganzen Orwell auch der Anwendungsbereich seiner Warnungen und seiner Satiren: zunächst der Nationalsozialismus, dann vor allem Stalins Rußland, aber auch jegliche Fehlentwicklung, vor allem sprachliche, innerhalb der angelsächsischen Welt.

Hans-Christoph Schröder: George Orwell und die Intellektuellen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/84, S. 14—28

George Orwell, der nach seiner Rückkehr aus dem Spanischen Bürgerkrieg als Mitglied der Independent Labour Party eine ultralinke Position eingenommen, die Vaterlandsverteidigung abgelehnt und den britischen Imperialismus mit größerem Argwohn betrachtet hatte als den nationalsozialistischen Expansionismus, erfuhr unmittelbar vor dem Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes eine patriotische Wandlung. Diese Hinwendung zum Patriotismus war mit einer heftigen Kritik an den Intellektuellen verbunden. Orwells Feststellung, daß die einfachen Leute zutiefst patriotisch seien, stand seine Behauptung von der nationalen Unzuverlässigkeit der Intelligentsia — er benutzte zumeist diesen aus dem Russischen stammenden Begriff — gegenüber. Darüber hinaus warf Orwell den Intellektuellen vor, daß sie die universale Moral und Vernunft verrieten, sich der Macht und dem Totalitarismus verschrieben hätten. Vieles an der Intellektuellenschelte Orwells erinnert an Julien Bendas Buch „*La Trahison des Clercs*“, das 1927 erschienen war und das Orwell mit großer Wahrscheinlichkeit gekannt hat.

Orwells Kritik an den Intellektuellen einerseits, sein Vertrauen in die substantielle Humanität der einfachen Leute andererseits schlagen sich in „*Animal Farm*“ ebenso wie in „1984“ nieder und sind für das Verständnis dieser Bücher unentbehrlich. Besonders „1984“ zeigt die Gefahren einer Herrschaft durch machthungrige Intellektuelle auf, deren Denken sich von Wahrheit, Vernunft und Moral gelöst hat. Der pessimistische Eindruck dieses Buches ergibt sich nicht zuletzt daraus, daß Geist und Leben in der dort dargestellten Gesellschaft völlig voneinander getrennt sind. Das Denken ist von der herrschenden Intellektuellenkaste pervertiert und monopolisiert worden, während die Proles zwar das Prinzip des Lebens verkörpern und überhaupt die einzige Hoffnung für eine Überwindung des Systems darstellen, in ihrer rein vegetativen Existenz aber kaum als revolutionäre Kraft in Betracht kommen.

Herbert W. Franke: Science Fiction — Denken in Modellen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/84, S. 29—38

Science Fiction, auch als Utopie oder Zukunftsliteratur bezeichnet, hat keine Vorhersagefunktion; in ihren Darstellungen spiegeln sich eher die Zustände zur Zeit der Niederschrift. Das gilt speziell für „1984“ von George Orwell.

Das Beispiel der sozial orientierten Antiutopien zeigt im übrigen, daß auch die Gleichsetzung zwischen Science Fiction und Weltraumabenteuer unzutreffend ist. Genauso wie die Zukunft bietet aber der Weltraum interessante literarische Möglichkeiten. Im Vordergrund steht dabei die Relativierung, der Wechsel des Blickpunkts, das Abweichen von scheinbar fest gegebenen Regeln und Ordnungssystemen. Zur Kennzeichnung gehobener Science Fiction eignet sich daher eher der Begriff des Modells, wie ihn die Kybernetik eingeführt hat. Im Sinn eines Gedankenexperiments wird eine bestimmte Situation vorgegeben; die sich daraus ergebenden Konsequenzen liefern den Stoff der Handlung. Im Gegensatz zur wissenschaftlichen Arbeitsweise, die meist mit generell gültigen, doch nur abstrakt faßbaren Formeln operiert, besteht hier die Möglichkeit der Personifizierung; das Geschehen wird dem Leser im Laufe eines Handlungsverlaufs nahegebracht, die Auswirkungen der oft behandelten Wechselwirkungen zwischen Technik und Gesellschaft werden ihm am Beispiel des Schicksals einzelner Personen deutlicher, als das durch die Ausdrucksmittel der Wissenschaften möglich ist. Somit erfüllt die Science Fiction — im höheren Maße als die andere Literatur — die Funktion einer Vorbereitung auf zukunftsorientierte Entscheidungen.

Das Genre Science Fiction ist dem Unterhaltungsbereich entsprungen. Ein großer Teil der diesem Gebiet zugehörigen Texte und Filme reichen auch über die Vermittlung vordergründiger Spannung nicht hinaus. Um so beachtenswerter ist aber jener kleine Prozentsatz von Spitzenwerken, die sich nicht nur durch stimmige Behandlung unserer Welt vor dem Hintergrund von Wissenschaft und Technik auszeichnen, sondern auch durch eine eigene Ästhetik der Sprache. Von Schriftstellern der sogenannten humanistischen Ausbildung vielfach unbeachtet, bieten sich hier neue Ausdrucksformen und Denkweisen an, die zur Bereicherung der Literatur insgesamt führen könnten; es dürfte allerdings noch ein weiter Weg zurückzulegen sein, ehe sich diese Vision erfüllt.